Friedrich Schiller und Königin Luise von Preussen

Bertha Krüger-Ottzenn

Friedrich Schiller

und

Königin Luise von Preussen

von

Bertha Krüger-Ottzenn.

Motto:

„Das Andenken trefflicher Menschen zu erhalten, ist eine heilige Pflicht; von dem Grabe eines edlen Verstorbenen geht ein belebender Hauch aus für die Nachwelt."

Karoline von Wolzogen.

Tilsit 1905
Druck und Verlag von Otto v. Mauderode.

Dem Andenken

meiner verklärten Eltern

gewidmet.

Inhaltsangabe.

Seite

I. Einleitung 3

II. Persönliche Begegnungen der Königin Luise mit Friedrich Schiller.

Darmstadt — 1784 7

Weimar — 1799 21

Berlin — 1804 39

III. 9. Mai 1805 61

IV. Aphoristisches 77

V. Schlusswort 100



Friedrich Schiller
gemalt von Gerhard von Kügelgen.

Vorwort.

„Ob Ihr die Offenbarung sucht des Schönen
In der Natur geheimnisvollem Walten,
Ob in der Kunst lebendigen Gestalten,
Des Dichters Klang, der Leier gold'nen Tönen:
Ihr sollt des andern Heiligtum nicht höhnen,
Weil sie euch fremd, die göttlichen Gewalten,
Die er von Kind auf heilig hat gehalten,
Drum möget sein Gebet Ihr nicht verpönen.
Aus welchem Borne immer sie uns quelle,
Auf welchem Beet die Blüte uns gedieh'n,
S' ist einer Sonne gottgesandte Helle,
Ein Ideal, das allen uns verlieh'n;
Es ist doch eines selben Tempels Schwelle
Und eine Gottheit ist's, vor der wir knie'n."

E. v. Seybold.

Wenn ich es wage, der überaus reichen Schiller-Literatur noch eine Schrift hinzuzufügen, so leiten mich dabei zwei Beweggründe. Erstens ist nach meinem Wissen noch niemals eine zusammenfassende Schilderung der Beziehungen Friedrich Schillers zu Königin Luise von Preussen gegeben worden, zweitens sind mir diese beiden Idealgestalten seit meiner Kindheit fernen Tagen wert und vertraut und haben in hervorragender Weise mein Seelenleben beeinflusst. Ein liebevolles Versenken in den höchst anziehenden Stoff rief den lebhaften Wunsch in mir wach, die in biographischen Werken enthaltenen kurzen Berichte über dieses Thema aus brieflichen Mitteilungen zu vervollständigen und ein — wenn auch nicht erschöpfendes — so doch getreues Bild zu zeichnen.

Um die mir bekannten Tatsachen aus vielleicht noch ergiebigen Quellen ergänzen zu können, wandte

ich mich mit der Bitte um gütige Unterstützung an massgebende Persönlichkeiten, die Herren: Archivrat Professor Dr. Berner, Vertreter des Königlichen Hausarchivs zu Charlottenburg, Geh. Oberregierungsrat Professor Dr. Koser, Generaldirektor der Königlich-Preussischen Staatsarchive zu Berlin, Hofrat Dr. Emil Peschel, Direktor des Schiller- und Körner-Museums zu Dresden, Geh. Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schillerarchivs zu Weimar.

War das Ergebnis auch insofern ein negatives, als sich — trotz sorgfältigster Durchforschung der einschlägigen Akten — keine neuen Gesichtspunkte ergaben, so empfinde ich es dennoch als eine angenehme Pflicht, den verehrungswürdigen Herren für ihr bereitwilliges Entgegenkommen und die grosse Mühe den herzlichsten Dank auch an dieser Stelle auszusprechen.

Ziehe nun in die Welt hinaus und erwirb dir Freunde, kleines Büchlein! Der starke Trieb, dich zu gestalten, hat sich nicht hemmen lassen, selbst nicht durch das bekannte Schillerwort:

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun!"

Vielmehr habe ich mich ermutigt gefühlt durch folgende, im Anschlusse an dieses berühmte Distichon verfasste Strophe*):

„Wohl! Doch Kärrner zu sein am Ruhmestempel der Edeln,
Die Luise und Schiller uns sind, schändet den Stolzesten nicht.
So nehmt diese Huldigung an, von treuem Herzen gestiftet:
Herzliche Gaben verschmäh'n auch die Erhabensten nicht!"

Die Verfasserin.

*) Frei nach Spielhagen.

I.

Einleitung.

— — — — — — „Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe zieh'n.
Sie machen uns den dürren Scepter blüh'n,
Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone.
Sie stellen herrschend sich den Herrschern gleich,
Aus leichten Wünschen bauen sie sich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich;
Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen."

Schiller: „Jungfrau von Orléans."

Friedrich Schiller und Königin Luise — zwei auserwählte Lieblinge der Nation! Beide umstrahlt von dem Nimbus einer Krone: dem goldenen Diadem der Fürstenwürde und dem unverwelklichen Lorbeerkranze des Dichterruhms!



Königin Luise
nach dem Gemälde von Kügelgen
im Rathause zu Memel.

Dieses sind aber nur äusserliche Symbole ihrer Ebenbürtigkeit, äussere Beweise dafür, dass beide wohnten „auf der Menschheit Höhen".

Viel markanter ist die Analogie in ihrer innern

Welt. In bezug auf Gemüt, Geist und Charakter lassen sich in untrüglichster Weise Gleichheitswerte erkennen, die auch ihrerseits eine Erklärung für die gegenseitige hohe Verehrung bilden.

Schillers ureigenstes Wesen besteht in einer Vereinigung hohen Seelenadels, aussergewöhnlicher Herzensgüte und Herzensreinheit, gepaart mit erstaunlicher Willenskraft. Königin Luise, diese Verkörperung aller weiblichen Tugenden, erzieherisch und vorbildlich wirkend in ihrer Sphäre, wie Schiller in der seinen, verband mit dem zartesten, weichsten Gemüt die bewunderungswürdigste Seelenstärke."

„Güte und Grösse" benennt Schiller einen seiner köstlichen Sinnsprüche und kennzeichnet in prägnanter Kürze den Zauber des eigenen Seins und den seiner königlichen Gönnerin, wenn er sagt:

„Nur zwei Tugenden gibt's! O, wären sie immer vereinigt!
Immer die Güte auch gross, immer die Grösse auch gut!"

Beiden Lichtgestalten ist gemeinsam die grosse Liebe zur deutschen Nation.

In grenzenloser Selbstverleugnung, deren Ursprung Liebe war, brachte unsere Königin ihrem Volke ein Opfer, wie es beispiellos in der Geschichte dasteht, ein Opfer, welches sicherlich zu ihrem frühzeitigen Tode beigetragen hat.

Und Friedrich Schiller? —

Er war der vornehmste Vertreter, der feinste Kenner der deutschen Nation, der Verkünder deutscher Gefühle und Ideale. Liebe zum deutschen Volke erfüllte sein Herz, als er — ungeachtet seiner erschütterten Gesundheit — den Schlaf verscheuchte, um seine Hinterlassenschaft, die Frucht seiner Geistesarbeit, reicher und reicher zu gestalten, bis ihm, leider viel zu früh, der Allbezwinger Tod die Feder aus der fleissigen Hand nahm.

„Liebe aber erzeugt Gegenliebe." Auch in dieser Hinsicht lässt sich eine Parallele ziehen zwischen der königlichen Frau und dem „königlichen" Sänger. Der Lohn des deutschen Volkes besteht in einer an Vergötterung grenzenden Hingabe an diese beiden Auserwählten, die würdigsten Repräsentanten herrlichsten Menschentums, — einer Hingabe, welche sich nach hundert Jahren nicht vermindert, sondern mehr und mehr befestigt hat. Glänzend hat sich an diesen beiden Lichtgestalten der in dem bekannten Goethewort enthaltene Wunsch erfüllt, dass

„das Gute wirke, wachse, fromme,
damit der Tag dem Edlen endlich komme!"

Auf Schiller und Königin Luise lässt sich in Wahrheit das Wort anwenden:

„Ihr habt ein dauernd Heim — als Zierden dieses Lebens —
Im Herzen eures Volks! — Ihr lebtet nicht vergebens!"

II.

Darmstadt — 1784.

Die ersten Spuren einer — allerdings nicht durch schriftliche Dokumente verbürgten Begegnung Friedrich Schillers mit der jugendlichen Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, der späteren holdseligen Preussenkönigin, weisen nach der hessischen Residenz, nach Darmstadt.

Zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, — es handelt sich um das Jahr 1784, — regierte in Hessen-Darmstadt Landgraf Ludwig IX., der Schwiegervater des damaligen Herzogs Karl August von Weimar.

Die Grossmutter der Königin Luise, Landgräfin Georg Wilhelm von Hessen, hatte nach dem Tode ihres Gemahls die Landeshauptstadt als ständigen Aufenthalt beibehalten. Sie lebte dort mit ihrem Lieblingssohne Georg teils auf ihrem Schlösschen in der Braunshardt, teils im „Alten Palais“ zu Darmstadt, beglückend und beglückt, im trauten Familienkreise.

Die Landgräfin wird als eine vortreffliche Frau geschildert, „reich besaitet in ihrem Gefühle, von einer rückhaltlosen Wahrheit des Herzens, tiefer Religiosität, lebhaft von Gemüt, klar in ihren Anschauungen, natürlich in ihren Äusserungen, begeistert für alles Schöne und Edle, eine kerngesunde, tüchtige, anmutende, echt deutsche Natur.“

Zu diesen Eigenschaften gesellte sich der ausgeprägteste Familiensinn, welchem die zarteste Sorge für das geistige und leibliche Wohl ihrer Kinder und Enkelkinder entsprang.

Es ist daher sehr erklärlich, dass Prinz Karl von Mecklenburg, Königin Luisens Vater, seine verwaisten Kinder bald nach dem im Jahre 1782 erfolgten Tode seiner ersten Gemahlin in deren hessische Heimat sandte und sie der Obhut der liebevollsten Grossmutter anvertraute.

In Begleitung von Fräulein von Wolzogen, welche schon bei Lebzeiten der teuern Mutter die Erziehung der fürstlichen Kinder geleitet hatte, hielt sich Prinzessin Luise mit ihren Geschwistern zunächst besuchsweise in Darmstadt auf. Als aber Prinz Karl in der Schwester seiner heimgegangenen Gemahlin im Jahre 1784 den Kindern eine zweite Mutter gegeben hatte, siedelte die ganze Familie für die Wintermonate von Hannover nach der hessischen Hauptstadt über.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, welche bedeutende Rolle der Darmstädter Hof in bezug auf Wissenschaft und Kunst bereits zu einer Zeit gespielt hat, als für den Weimarer Musenhof noch lange nicht seine glanzvollste Epoche angebrochen war.

Die Landgräfin Karoline, für deren Grabmal ihr Freund Friedrich der Grosse die Inschrift bestimmte: „Femina sexu — ingenio vir“, kann als das Vorbild der Fürstinnen Anna Amalie und Luise von Sachsen-Weimar gelten. Herder, Goethe, Klopstock und andere literarische Grössen waren an ihrem Hofe häufige und stets sehr willkommene Gäste.

Das Beispiel der Landgräfin wirkte fort im Hessenlande und fand begeisterte Nachahmung in der folgenden Generation.

Auch Landgraf Ludwig IX., der ehemalige Zögling Wielands und Freund Goethes, blieb der Tradition seines Hauses treu und zog gern alles an seinen Hof, was Anspruch darauf erheben konnte, zur Aristokratie des Geistes gezählt zu werden.

Der Fürst begrüsste daher freudig die Nachricht, dass der als Verfasser der „Räuber“, der „Luise

Millerin“, des „Fiesco“ bekannte Friedrich Schiller, dessen Name schon damals mit Bewunderung und Ehrerbietung genannt wurde, nach Darmstadt gekommen sei und sich ein Anlass bot, ihn bei Hofe zu empfangen.

Frau von Kalb, die Freundin und Protektorin Schillers, welche in Hofkreisen bekannt war, hatte schon lange den lebhaften Wunsch gehegt, ihrem Schützling den Anschluss an fürstliche Gönner zu verschaffen und dadurch seine Stellung in der Gesellschaft zu befestigen.

Ihr gutes Herz, ihr kluger Kopf fanden bald eine passende Gelegenheit dazu.

Als sie von einem Besuche des Herzogs Karl August von Weimar an dem Darmstädter Hofe Kunde erhielt, regte sie Schiller zu einer Reise in die hessische Residenz an, woselbst er am Fürstenhofe um die Gunst nachsuchen sollte, sein neuestes Werk — „Don Carlos“ — vortragen zu dürfen.

Der angesehene Mannheimer Theater-Intendant Dalberg unterstützte den Vorschlag der Frau von Kalb, und so gelang es denn, Schiller den Intentionen der erfahrenen Freundin geneigt zu machen.

Charlotte von Kalb gab dem Dichter ausser einem Brief von Dalberg noch ein Empfehlungsschreiben an das ihr befreundete Fräulein von Wolzogen mit, und durch deren Vermittelung gewann er den Zutritt bei Hofe.

Seltsame Verkettung von Umständen! Dieselbe Dame, welche indirekt die erste Begegnung zwischen ihrer fürstlichen Schülerin, der nachherigen Königin Luise, und Schiller veranlasste, war eine Verwandte seiner mütterlichen Freundin, Frau von Wolzogen in Bauerbach. Dort entstand der erste Entwurf zum „Don Carlos“. Wenige Jahre später trat die Erzieherin der Prinzessin durch die Verheiratung seiner Schwägerin

mit Wilhelm von Wolzogen in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu Schiller.

Kurz vor dem Weihnachtsfeste des Jahres 1784 machte sich unser Dichter auf die Reise von Mannheim nach Darmstadt und traf dort am 23. Dezember ein.

Das Manuskript seines „Don Carlos“, sorgfältig in die ihm von Minna Stock, der Braut seines treuen Freundes, Christian Gottfried Körner, gewidmete kostbare Brieftasche gehüllt, die, wie er selbst sagte, „an Geschmack und Kunst eine der schönsten ist, die man sehen kann,“ begab sich Schiller am Abend des zweiten Weihnachtsfeiertages von seinem Absteigequartier „Zur Sonne“ in das Darmstädter Fürstenschloss.

Der Name des Gasthauses „Zur Sonne“ muss als günstiges Omen angesehen werden. Die Sonne fürstlicher Gunst leuchtete unserm Schiller schon bei seinem Eintritt. Der Empfang war ein äusserst wohltuender.

Man vergegenwärtige sich den glänzenden Kreis, in den der fünfundzwanzigjährige Theaterdichter, Dr. Friedrich Schiller, eintrat!

Ausser dem Regenten und dem ihn umgebenden Hofstaate die fürstlichen Gäste und — um des Dichters Worte anzuführen — „die Damen in schönem Kranz.“

Für die Beantwortung der Frage, ob in diesen „Kranz“ auch die kaum halb erschlossenen Mädchenknospen, Prinzessin Luise und ihre Schwestern, eingereiht worden waren, ist ein schriftlicher Anhalt, wie schon erwähnt, unauffindbar. Mancher Biograph hat daher, allerdings seiner subjektiven Auffassung entsprechend, die Antwort in verneinendem Sinne gegeben, da die Heranziehung eines in so zartem Alter stehenden Kindes zu einer dramatischen Vorlesung, zumal in Anbetracht des dem kindlichen Geiste

unangemessenen Stoffes, für unwahrscheinlich gehalten werden müsse.

Dieser Ansicht darf widersprochen werden.

Es ist beinahe mit Gewissheit anzunehmen, dass die Gelegenheit, eine so hervorragende Geistesgrösse, wie sie durch unsern Schiller auch schon in jener Zeit repräsentiert wurde, persönlich kennen zu lernen und den Vortrag eines seiner Werke durch ihn selbst zu hören, auch den im kindlichen Alter stehenden Prinzessinnen geboten worden ist.

Wir dürfen uns mit Fug und Recht vorstellen, dass die sorgsame Grossmutter und der nicht nur mit dem gütigsten Vaterherzen, sondern auch mit künstlerischen Talenten und reichen Kenntnissen ausgestattete Prinz Karl seine älteren Töchter und auch das fast neunjährige, geistig sehr vorgeschrittene Prinzesschen Luise auf den zu erwartenden hohen Genuss vorbereitet und ihnen denselben zugänglich gemacht haben. Ihr Gefühl sagte ihnen wohl, dass sich gerade der Kindesseele aussergewöhnliche Ereignisse tief einprägen und oft von der grössten Tragweite sein können.

Das schöne und wahre Wort von der Bedeutung der „guten Kinderstube“, von dem unschätzbaren Werte der dort empfangenen Eindrücke findet nicht weniger Anwendung auf fürstliche Familien, als auf bürgerliche.

Hat doch die Verfasserin dieses Büchleins mit ihren teuern Eltern als siebenjähriges Kind gelegentlich der hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers einer Aufführung der „Glocke“ beigewohnt, und noch jetzt — nach fast fünf Jahrzehnten — bewahrt sie alles, was sich damals dem staunenden Menschenkinde offenbarte, in getreuem Gedächtnis!

Sollten aber bei der Grossmutter und dem Vater der kleinen Prinzessin Bedenken aufgestiegen sein, sollten beide gemeint haben, dass ein noch nicht

neunjähriges Kind zu später Abendstunde nicht des Schlafes beraubt werden dürfe, so hat sicherlich Prinzessin Charlotte, welche vor einem Vierteljahre die zweite Mutter der mecklenburgischen Kinder geworden war, vermittelnd eingegriffen. Den Waisen ihrer heissgeliebten, zu früh heimgegangenen Schwester eine wertvolle Erinnerung für die Zukunft zu sichern, ihr Gemütsleben reicher und edler zu gestalten, dazu werden ihr die befürwortenden und ausschlaggebenden Worte jedenfalls in hohem Masse zu Gebote gestanden haben.

Das blonde Lockenköpfchen an die Mutter gelehnt, die blauen, glänzenden Augensterne auf die hoheitsvolle Gestalt des Dichters gerichtet, hat das wissbegierige Prinzesschen sicherlich mit Spannung dem Vortrage Schillers gelauscht, teils mit unbewusstem, erst später zum Verständnis gekommenen Entzücken, teils in ahnungsvollem Schauen seiner erhabenen Dichtergrösse und der wunderbaren Fügungen ihres eigenen künftigen Schicksals.

Ebenso darf angenommen werden, dass auch der milde Blick des „grossen" Mannes mit Wohlgefallen auf der lieblichen Kindergestalt Luisens geruht und dass seine Sehergabe diese erste Begegnung als glückverheissende Vorbedeutung für spätere Beziehungen zu unserer edlen Preussenkönigin vorausgeschaut habe.

Mit dem ihm eigenen Freimut, dem mit allergrösster Bescheidenheit gepaarten „Männerstolz vor Königsthronen" las Schiller den ersten Akt des „Don Carlos" vor.

Wer hätte es dem Feuergeist verargen mögen, wenn er bei dem Vortrage eines seiner Werke, die nicht nur dem Verstande, sondern seiner für alles Höchste und Edelste erglühenden Seele ihr Entstehen verdanken und mit seinem Herzblut geschrieben sind, nicht die Aussprüche der beiden Weltweisen. Kleobulos

und Solon: „Mass zu halten ist gut!“ und „Nimmer zu sehr!“ beherzigte.

Könnte man es ihm verdenken, wenn er, dem gewaltigen Zauber seiner eigenen Dichtungen erliegend, an diesem Abend in Ekstase geriet und die Worte des Marquis Posa: „Mein Gegenstand reisst mich dahin!“ ins Leben übertrug und dadurch die Wirkung seines Werkes beeinträchtigte?

War es doch sogar dem besonnenen Goethe begegnet, dass er sich der äussersten Rührung, ja sogar der Tränen nicht erwehren konnte, als er „das Gespräch Hermanns mit seiner Mutter“ vortrug und zuletzt die prächtigen Worte ausrief: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen!“

Hätte der Zündstoff des Werkes nicht das fürstliche Auditorium unangenehm berühren, sogar verletzen können?

Wie leicht hätten die in der damaligen Zeit gefährlichen Worte aus den folgenden Akten: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ und „Ich kann nicht Fürstendiener sein!“ schon jetzt gesprochen werden und einen höchst ungünstigen Eindruck hervorrufen können!

Keine dieser von mancher wohlwollenden Seite gehegten Befürchtungen traf ein.

Schiller gedachte der Mahnung seiner Freundin, Frau von Kalb, und mässigte sein zuweilen ins Grenzenlose gesteigertes Pathos.

Der Beifall, den er erntete, war denn auch ein ausserordentlicher. Das Auditorium brach in laute Rufe der Begeisterung aus, die nicht zum geringsten Teile der Zeichnung des Marquis Posa galten, in welchem der Dichter den Adel seiner eigenen Gesinnung zum Ausdruck gebracht hat.

„Schiller selbst ist jener Marquis Posa,“ sagt Heine, „der zugleich Prophet und Soldat ist, der auch für das kämpft, was er prophezeit, und unter dem

spanischen Mantel das schönste Herz trägt, das jemals in Deutschland geliebt und gelitten hat!"

Dass Schiller seinen „Don Carlos" mit Leidenschaft begann und vollendete, wissen wir aus seinen eigenen Mitteilungen. Am 14. April des Jahres 1783 schreibt er an seinen nachherigen Schwager Reinwald:

> „In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund, und meinen „Carlos". Ich muss Ihnen gestehen, dass ich ihn statt meines Mädchens habe; ich schwärme mit ihm in der Gegend um Bauerbach herum. Carlos hat, wenn ich mich des Masses bedienen darf, von Shakespeares Hamlet die Seele, Blut und Adern von Leisewitz' „Julius von Tarent" — und den Puls von mir!"

Dass dieser Puls in Schillers Jugendjahren oftmals in fieberhafter Bewegung war und einen sehr schnellen Rhythmus hatte, ist genügend bekannt.

Hören wir Wielands Urteil, nachdem er die ersten Scenen des „Don Carlos" in der Zeitschrift Thalia gelesen hatte:

> „Schillers grösster Fehler ist — ein Fehler, um den ihn mancher deutsche Schriftsteller zu beneiden Ursache hat —, dass er noch zu reich ist, zn viel sagt, zu voll an Gedanken und Bildern ist und sich noch nicht zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht hat. Ein allzu grosser Überfluss zeigt sich auch in der Länge der Scenen. Das grösste Stück des Sophokles hat kaum soviel Verse, als Herrn Schillers erster Akt."

Wenn dieser erste Akt, den Schiller am Darmstädter Hofe vortrug, auch noch nicht in der jetzigen edeln Form, sondern in ungebundener Rede verfasst war und von Vater Wieland als zu lang befunden wurde, so scheint Karl August diese Meinung durchaus nicht geteilt zu haben.

Im Besitze literarischer Kenntnisse und durch Goethes Einwirkung mit „den Brettern, die die Welt

bedeuten," eng vertraut, empfand er die vollendete Schönheit des Werkes, liess sich mit Schiller in eine längere Unterhaltung ein und gab ihm nebst manchem kritischen Wink seinen uneingeschränkten Beifall zu erkennen.

Karl August aber hat seiner Befriedigung nicht nur in Worten Ausdruck verliehen, sondern auch in einer Tat, von der schon an dieser Stelle berichtet werden soll.

„Dem Verdienste seine Kronen," mag der kunstsinnige Fürst gedacht haben, als er Schiller am Tage nach der Vorlesung ein eigenhändiges Schreiben zusandte, das folgenden Inhalt hat:

„Dem Sachsen-Weimarischen Rat
Dr. Schiller, jetzt zu Darmstadt."

Darmstadt, den 27. Dezember 1784.

„Mit vielem Vergnügen, mein lieber Herr Dr. Schiller, erteile ich Ihnen den Charakter als Rat in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl. Karl August, H. z. S.-W."

Des Herzogs Wohlgefallen an dem Dichter war nicht vorübergehender Natur. Auf seine Danksagung für Verleihung des Ratstitels erfolgte bald wieder eine Zuschrift, welche die Worte enthält:

„Geben Sie mir zuweilen von Ihnen Nachrichten und von demjenigen, was in der literarischen und mimischen Welt, welche Sie bewohnen, vorgeht."

Von hohem Interesse sind auch noch andere, auf diesen bedeutungsvollen Abend bezügliche Bemerkungen, welche in den uns erhalten gebliebenen Briefen und in anderen Schriftstücken zu finden sind.

Lassen wir Schiller als „Berichterstatter" den Vorrang.

Ein aus Mannheim an den Vater des deutschen Tyrtäus, Theodor Körner, gerichteter Brief, der das

Datum vom 10. Februar 1785 trägt, enthält folgende Stelle:

„Die Brieftasche von Minna — (Theodor Körners Mutter) habe ich neulich in Darmstadt eingeweiht, den ersten Akt des „Carlos", den ich bei Hofe vorlas, darin aufzubewahren, und eine unvergleichliche Fürstin, die Frau Erbprinzessin, hat sie bewundert. Der Umstand ist eine Kleinigkeit; aber Dingen, worauf mein Herz einen Wert setzt, kann nichts so Geringes begegnen, das nicht merkwürdig für mich wäre."

Die Erbprinzessin Luise, von deren Liebenswürdigkeit Schiller berichtet, und deren Andenken noch heute in hessischen Landen gesegnet wird, war die Tante der Königin Luise. Es berührt angenehm, zu erfahren, dass die Erbprinzessin ihre vielgerühmte Herzensgüte auch bei dieser Gelegenheit nicht verleugnete und ihrem aus begeisterungsvoller Seele kommenden Dank für den hohen Kunstgenuss auch noch eine freundliche Bemerkung über die zierlich gearbeitete Brieftasche hinzufügte.

Christian Gottfried Körner gedenkt in seiner Schiller-Biographie der Anwesenheit seines Freundes in Darmstadt. Es findet sich folgende Anmerkung darüber:

„Die Vorlesung der ersten Scenen des „Don Carlos" an dem landgräflich hessen-darmstädtischen Hofe gab Gelegenheit, dass Schiller dem dabei gegenwärtigen regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt und von ihm zum Rat ernannt wurde. Diese Auszeichnung von einem Fürsten, der mit den Musen vertraut und nur an das Vortreffliche gewöhnt war, musste Schillern zur grossen Aufmunterung gereichen und hatte später für ihn die wichtigsten Folgen."

In dem unserm deutschen Volke lieb gewordenen Werke von Johannes Scherr: „Schiller und seine Zeit",

findet der Besuch des Dichters in Darmstadt gleichfalls Erwähnung.

> „Es gehört sicher zu den anmutendsten Bildern aus jener Zeit,“ sagt der Autor, „wenn wir uns unsern Dichter vorstellen, wie er auf dem glatten Parkett eines Fürstenschlosses einem Kreise vornehmer Herren und Damen, worunter regierende Landesherren, jenes Hohelied vorliest, woraus die idyllische Ahnung einer humanen Zukunft der Menschheit wie ein Blumenwald hervorblüht.“

Karoline von Wolzogen verdanken wir eine detaillierte Schilderung dieses Ereignisses, und zwar in dem von ihr im Jahre 1828 verfassten Buche: „Schillers Leben“.

Der betreffende Abschnitt lautet:

> „Die wahrscheinlich von Herrn von Dalberg veranlasste Vorlesung einiger Scenen des „Carlos“ am Darmstädter Hofe, an dem der Herzog von Weimar eben gegenwärtig war, führten Schiller zuerst in die Sphäre der höheren und feineren Gesellschaft ein. Diese Dichtung, welche den ewigen Widerstreit des innern Lebens mit dem Zwange politischer und konventioneller Verhältnisse darstellt, wurde besonders günstig in der Hofwelt aufgenommen. Manches Fürstenherz, dessen wärmste Gefühle der Welt geopfert waren, fand seine eigene geheime Geschichte darin enthalten und seine Empfindungen in den Worten des Dichters ausgesprochen. Wahr und zart hatte der Genius diese Bilder einer ihm fremden Welt in ihm hervorgerufen. Politische Verhältnisse konnte eine philosophische Ansicht der Geschichte auffassen, das glühende Kolorit der Liebe an dem eigenen Herzen den Geschöpfen der Phantasie eingehaucht werden; aber die Haltung, den zarten Umriss in der leidenschaftlichen Bewegung und dem Betragen dieser

dramatischen Gestalten winkte die Muse zu, und des Dichters leiser Takt folgte ihrem Winke.

An die liebenswürdige Frau Landgräfin von Darmstadt und den aufmunternden Beifall, den sie bei dieser Vorlesung gezeigt, erinnerte sich Schiller immer mit Vergnügen. Die Güte des Herzogs von Weimar, der ihm den Ratstitel verlieh, gestaltete seine Zukunft."

Kann die damals von Autoritäten gegebene, äusserst anerkennende Kritik über Schillers „Don Carlos" heute — nach 100 Jahren — noch als zutreffend gelten?

Es würden sich unendlich viele Beweise anführen lassen, dass das „Hohelied der Freundschaft", wie man „Don Carlos" nennen könnte, auch jetzt noch nichts von seinem Zauber eingebüsst hat, dass es vielmehr noch heutzutage Millionen einen Hochgenuss gewährt und auf unabsehbare Zeit hinaus seinen vollen Wert behalten wird.

Von allen zu Gebote stehenden Urteilen sei nur ein einziges angeführt, welches von hohem und allgemeinem Interesse ist.

„Eines Tages stand ich," — so erzählt Professor Schröder, — „auf dem Hofe des Lyceum Fridericianum zu Kassel in der Nähe einer Gruppe von Schülern, die mit mehr Altklugheit als eigenem Urteil und Empfinden das beliebte Thema erörterten, wer grösser sei: Schiller oder Goethe? — Soeben hatte sich einer von ihnen mit grosser Sicherheit der Formel entledigt: Schiller müsse vor Shakespeare als dem grösseren Dramatiker, vor Goethe als dem grösseren Dichter zurücktreten. Da ergriff in sichtlicher Erregtheit ein schlanker Jüngling das Wort, der, wie wir alle, die rote Mütze der Primaner trug: „Hat Shakespeare ein Stück geschrieben, das uns hinzureissen vermag wie

Schillers „Don Carlos“? — konnte Goethe überhaupt ein solches Stück schreiben?!“

Der so sprach, war kein anderer als **Prinz Wilhelm von Preussen, der jetzige deutsche Kaiser und — Urenkel unserer Königin Luise.“**

— — — — — — — — — — — —

Am 29. Dezember verliess der nunmehrige sachsen-weimarische Rat Dr. Schiller höchst befriedigt die hessische Residenz und kehrte wieder nach Mannheim zurück, nicht nur um eine schöne Erinnerung, sondern auch um eine Hoffnung reicher für sein Leben.

Die Gedanken, welche des Dichters Herz bewegten, das jede ihm von Freunden und Gönnern erwiesene Wohltat intensiv empfand, sind leicht zu erraten. Sie haben wahrscheinlich grosse Ähnlichkeit mit dem Inhalt folgender Briefstelle gehabt, welche Schillers edle, ihn hochehrende Gesinnung in glänzendstem Lichte zeigt: „Was ich Gutes haben mag, ist durch einige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden; ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens entgegen; meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens.“

Bei Prinzessin Luise aber hat sich unzweifelhaft durch die Gespräche der Erwachsenen, welche sich noch oft eingehend des unvergesslichen Abends erinnerten und unserm Dichter uneingeschränktes Lob zollten, der an jenem Abend empfangene flüchtige Eindruck vertieft und lebendig erhalten in ihrem „feinen, guten Herzen“. Im Laufe der Jahre kam das Studium der Werke Schillers hinzu und dieses bewirkte, dass sich die halb phantastische Kindheitserinnerung in einen festen, unverlierbaren Besitz umwandelte.

Wenn unsere Königin später der bei dem Grossmütterchen in Darmstadt verlebten, unvergesslichen Zeiten gedachte, — und das geschah oft, wie aus den Briefen ersichtlich, — so identifizierte sich

für sie damit nicht nur das Paradies der Kindheit, — ihre am 24. April des Jahres 1793 im „Alten Palais“ vollzogene Verlobung mit dem preussischen Thronerben und die von hier aus am 15. Dezember des Jahres 1783 angetretene Reise nach Berlin zu ihrer Vermählung. An ihrem geistigen Auge zog wahrscheinlich auch jener Dezemberabend des Jahres 1784 vorüber, und sie gedachte der edlen, ragenden Gestalt des Dichters, den sie dort zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht geschaut.

Schon damals ist wohl, wenn auch der kindlichen Psyche unbewusst, der Keim zu der Hochschätzung desjenigen gelegt worden, den Preussens Königin zu ihrem Lieblingsschriftsteller erkoren und für alle Zeit als solchen wertgehalten hat, zur Hochschätzung unseres Nationaldichters Friedrich Schiller.

Weimar — 1799.

„Die Jahre fliehen pfeilgeschwind."

Schiller: „Die Glocke."

Die liebliche Mädchenknospe, Prinzessin Luise, welche in Darmstadt dem Vortrage Friedrich Schillers gelauscht, war in wenigen Jahren voll erblüht und hatte sich zu bezauberndster Pracht entfaltet.

Zur Würde der Frau und Mutter gesellte sich die Würde einer vielgeliebten und allverehrten Landesmutter.

Am 13. November des Jahres 1797 wurde das Haupt der Kronprinzessin Luise mit dem Attribut der Herrscherwürde geschmückt: mit der preussischen Königskrone.

„Die schöne Königsrose" zierte den Thron der Hohenzollernfürsten.

Auch an unserm Dichter hatte sich inzwischen eine grosse Wandlung vollzogen. Er war nicht mehr der mit den schwierigsten Verhältnissen ringende, einer ungewissen Zukunft mit banger Seele entgegensehende Schiller der früheren Zeit; er hatte schon selbst durchlebt, was er in seiner Dichtung: „Die Ideale" in die herrlichen Worte kleidet:

„Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug."

Unserm Schiller hatte endlich — nach Jahren bitterster Kämpfe — Fortuna gelächelt; endlich war ihm vom Schicksal zugebilligt worden, wonach er ein so sehnsüchtiges Verlangen trug.

Sein „Talent“ zur Freundschaft und Liebe hatte die schönsten Blüten gezeitigt, — man denke nur an Goethe und Körner, — und in seiner Lotte hatte er die Ergänzung seiner eigenen Persönlichkeit gefunden. Die Verse aus dem Liede „An die Freude“:

„Wem der grosse Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,“

waren für ihn seit Jahren nicht nur Dichtung; sie waren zur beglückendsten Wahrheit geworden.

Aber nicht allein

„Die Liebe mit dem süssen Lohne,
Das Glück mit seinem gold'nen Kranz,“ —

auch „Der Ruhm mit seiner Sternenkrone“ *) hatte seinen Weg zu unserm Schiller gefunden.

Die Macht seines Genies war überall, im eigenen Vaterlande und von fremden Nationen anerkannt, der Name „Schiller“ in der ganzen gebildeten Welt mit Ehrfurcht und Liebe genannt. Im Zenith des Dichterruhmes stehend, war ihm auf dem deutschen Parnass neidlos der Ehrenplatz zuerkannt worden, und schon lange krönte der Lorbeer den Sänger, der seinen bisherigen reichen Gaben auch noch gegen das Ende des Jahrhunderts das herrliche, alle bisherigen Werke überragende Erzeugnis seiner Muse: „Die Wallenstein-Trilogie“, hinzugefügt hatte.

Aus dem Jahre 1793 stammt die briefliche Bemerkung Schillers: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden!“ Dieses stark ausgeprägte Empfinden, — gleichviel ob es seiner engern Heimat oder dem grossen Reiche galt, — gepaart mit den gewaltigen Ereignissen auf der grossen Weltbühne, ist nicht ohne Einfluss auf die sehr glückliche Wahl dieses Stoffes gewesen.

*) Schiller: „Die Ideale.“

Der durch „erschütternde Staatsumwälzungen im benachbarten Frankreich aufgeregten und ernst gestimmten Gegenwart“ wurde in diesem Drama eine ereignisreiche Periode unserer vaterländischen Geschichte vor Augen geführt,

„Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen seh'n,
Und um der Menschheit grosse Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen.“

Der Dichter hat die Aufgabe, welche er sich gestellt, in bewunderungswürdiger Weise zu lösen verstanden und vollauf gezeigt, dass er „auf dem grossen Theater der Geschichte und der Weltereignisse, des Krieges und der Kämpfe, männlicher Taten und strebender Ideen“ zu Hause ist.

Am 22. Oktober des Jahres 1796 begann Schiller sein mächtiges Werk und beendete es am 17. März des Jahres 1799.

Wie einfach und anspruchslos erscheinen diese Daten, welche Schillers Kalender aufweist!

Wer sich aber Zeit nimmt, die Entstehungsgeschichte des „Wallenstein“ zu verfolgen, wird nicht ohne ein Gefühl tiefster Wehmut erkennen, mit welchen Opfern dieses Werk erkauft worden ist.

Ungezählte Nächte ohne Schlaf, qualvolle Wochen schwerster Krankheit und vollständiger Erschöpfung, Mutlosigkeit und Zweifel an dem Gelingen des grossartig angelegten Planes; — und als sich das Werk der Vollendung näherte, die kaum erfüllbaren Wünsche und Anforderungen der Verleger, Theater-Intendanten und -Direktoren!

Endlich war das vorgesteckte Ziel erreicht — trotz aller Hindernisse.

„Ich setze mich mit sehr erleichtertem Herzen nieder, um Ihnen zu schreiben, dass „die Piccolomini“ soeben an Iffland abgegangen sind!“ berichtet Schiller am 24. Dezember des Jahres 1798 an Goethe und

fügt hinzu: „So ist aber auch schwerlich ein heiliger Abend auf dreissig Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden!“

Am 12. Oktober schon hatte die erste Aufführung von „Wallensteins Lager“ in Weimar stattgefunden, worüber Schiller an Körner die Mitteilung sandte: „Das Publikum ergötzte sich. Übrigens ist es ergangen, wie wir es erwarteten. Die grosse Menge staunte das neue dramatische Monstrum an, einzelne wurden wunderbar ergriffen. Der Prolog hat viel Sensation gemacht.“

„Die Piccolomini“ gelangten am 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin Luise, zur erstmaligen Aufführung.

Schon am 4. Januar hatte sich Schiller, einer Aufforderung des Herzogs und Goethes folgend, mit seiner Gattin von Jena nach Weimar begeben, um den Proben beizuwohnen. Im Schlosse waren ihm „sehr niedliche und bequeme“ Zimmer hergerichtet worden, so dass er sich recht behaglich fühlte.

Karl August und seine Gemahlin wohnten der Vorstellung bei und sprachen dem Dichter am folgenden Tage ihre grösste Bewunderung aus.

„Herzogin Luise,“ schreibt Karoline von Wolzogen, „fühlte in ihrer grossen Seele eine innige Anneigung zu Schillers Werken, und dieser sagte oft, das wahrhaft freundschaftliche Benehmen der hohen Frau, das sich immer gleich bliebe, sei ihm rührend.“

Der letzte Teil der Trilogie, „Wallensteins Tod“, wurde am 20. April gespielt und erzielte gleichfalls einen glänzenden Erfolg.

Es war für Schiller nicht leicht, die Strapazen der — wenn auch nur kurzen Reise von Jena nach Weimar, wohin er am 3. Dezember des Jahres 1799 für immer übersiedelte, so oft durchzumachen, denn seine Gesundheit war schon damals arg erschüttert.

Immer aber wurde von seiten Karl Augusts und Goethes mit der zartesten Rücksicht und mit rührender Fürsorge an das Wohlbefinden „Professor" Schillers gedacht, wenn er nach Ilm-Athen kam, um den Proben und Aufführungen seiner Stücke beizuwohnen.

Vom Herzoge war auch diesmal die Einladung an Schiller und Lotte ergangen, während der „Festtage" im Schlosse Wohnung zu nehmen.

„Ihr Quartier im Schlosse soll aufs beste besorgt werden," schreibt Goethe an Schiller, „und ich denke, es soll an nichts fehlen."

Sogar die „chère mère", Lottens Mutter, war mit dieser und den Kindern zu den Ehrentagen ihres „lieben, guten Schiller" nach Weimar gekommen und war nicht wenig stolz über die Triumphe, welche er feierte.

Nach der Aufführung sandte Lotte an Schillers Schwester Christophine eine Beschreibung, welche am getreusten die ausserordentliche Wirkung des Dramas erkennen lässt:

„Es schluchzte alles im Theater, selbst die Schauspieler mussten weinen, und bei den Proben, ehe sie sich mehr daran gewöhnten, konnten sie vor Weinen nicht fortsprechen. Aber mir dünkt auch, ich kenne nichts, was mehr rührte, unter allen Tragödien. Mich selbst hat die Vorstellung so gerührt, dass ich mich nicht zu fassen wusste. Ob ich gleich alles kannte und Schiller es mir mehr als einmal gelesen hatte, so war der Effekt derselbe, als ob ich es zuerst dargestellt sähe. In mir hatte es so eine Art Stolz erweckt, dass ich sah, wie alle Menschen Schiller Beifall geben mussten. Menschen, die sonst keiner Rührung fähig sind, hat es ergriffen."

Körner erhielt von Schiller folgende Mitteilung über den Bühnenerfolg seines Werkes:

„Der „Wallenstein" hat auf dem Theater in Weimar eine ausserordentliche Wirkung gemacht

und auch die Unempfindlichsten mit sich fortgerissen. Es war darüber nur eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen ward von nichts anderem gesprochen."

In Berlin hatte dieses Meisterwerk gleichfalls ungeheures Aufsehen erregt und das Theaterpublikum in wahres Entzücken versetzt. Auch dort mussten „selbst die Unempfindlichsten" zugeben, dass Schillers „Wallenstein" ein literarisches Ereignis, eine literarische Tat von gewaltigster Bedeutung sei. Schillers Werk bildete den Gesprächsstoff aller Kreise.

Die Worte aus dem unvergleichlich schönen Prolog:

„Denn nur der grosse Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen!"

können auch auf die aussergewöhnliche Wirkung des „Wallenstein" ihre Anwendung finden.

Wie aber ging es zu, dass das preussische Königspaar diesen „grossen Gegenstand" nicht in Berlin „auf den Brettern, die die Welt bedeuten, an sich vorüberziehen" liess?

Die Erklärung dafür finden wir in zwei Briefen, welche zwischen Goethe und Schiller gewechselt wurden. Die bezüglichen Stellen lauten:

„Ist es denn wahr," schreibt Schiller am 4. Juni des Jahres 1799, „dass die Königin von Preussen den „Wallenstein" in Berlin nicht hat wollen spielen sehen, um ihn in Weimar zuerst kennen zu lernen?"

Goethes von demselben Tage datierte Antwort lautet:

„Es ist an dem, dass der König und die Königin von Preussen den „Wallenstein" in Berlin nicht gesehen haben, und wirklich, wie es scheint, um dem Herzog ein Kompliment zu machen, der sie wegen der Wahl der Stücke befragte und wegen dieses Trauerspiels ihre Zustimmung erhielt."

So wurde „Wallenstein“ der Anlass zu einer abermaligen Begegnung Schillers mit der Königin Luise.

Wie ein Kind auf den Christbaum, so freute sich die Königin auf den in Weimar ihrer harrenden Kunstgenuss, der den Höhepunkt vieler Freuden bilden sollte, welche das preussische Königspaar gelegentlich einer Reise zu verzeichnen hatte.

Die Königin musste sich aber mit Geduld wappnen, denn Weimar war die Endstation dieser Reise.

Am 25. Mai erfolgte die Abfahrt von Potsdam. In Magdeburg, Kassel, Hildburghausen, Darmstadt, Eisenach und in anderen Städten wurde Aufenthalt genommen.

Besonders in Darmstadt, woselbst die Gegenwart durch die Erinnerung an vergangene Zeiten vergoldet wurde, verlebte die königliche Frau wonnige Stunden; — in Baireuth wurde sie „die neue Mutter der Anmut“ genannt, — in Braunschweig von ihrer Grosstante, Schwester Friedrichs des Grossen, mit rührendster Zärtlichkeit empfangen, — und in Brandenburg erfreute sich das gütige Herz des Königspaares an der nachstehenden, gutgemeinten Dichtung:

„Verzeih' den Wunsch! — Er ist zu schön,
Den wir in vollem Herzen tragen:
Europa möge von uns sagen,
Dass uns der beste Fürst regiert
Und dass, wohin die Augen schauen,
Die schönste aller schönen Frauen
Den hohen Thron der Preussen ziert!“

Nachdem das Königspaar alle diese Ovationen entgegengenommen hatte, wurde das Eintreffen in Weimar für den 29. Juni, die Aufführung des „Wallenstein“ definitiv für den 30. Juni festgesetzt.

Der von Königin Luise ersehnte Genuss stand nahe bevor.

Aber nicht ohne grosse Aufregung sollte Weimar erreicht werden.

Dem Königspaare hatte sich noch die Fürstin von Thurn und Taxis, Schwester der Königin Luise, sowie ihre Schwägerin, Erbprinzessin von Mecklenburg-Strelitz, angeschlossen. Ein gemeinsamer Ausflug nach einem der schönsten Aussichtspunkte Thüringens, „Die Hohe Sonne" genannt, ergötzte alle dabei Beteiligten ausserordentlich. Aber

„Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt' der finstern Mächte Hand!"

Als der Wagen, in welchem die Königin sass, von dem Berge, den die „Hohe Sonne" krönt, herunterfuhr, riss der Hemmschuh. Ein Sturz in den Abgrund wäre unvermeidlich gewesen, wenn die Geistesgegenwart des Vorreiters, der sich vor die Pferde warf, nicht den herabrollenden Wagen aufgehalten hätte.

Gottlob, die ausgestandene Angst war ohne böse Folgen geblieben, und Herzog Karl August, welcher seinen hohen Gästen entgegengeritten war, konnte nun seinen aus vollster Seele kommenden Glückwunsch zur Errettung aus Lebensgefahr sofort aussprechen.

Die Sonne des dreissigsten Juni, dieses von vielen Herzen mit Ungeduld erwarteten Tages, leuchtete über Weimar.

Das für die fürstlichen Gäste und die Hofgesellschaft aufgestellte Programm war ein sehr reichhaltiges. Am frühen Morgen wurde der prachtvoll angelegte Park in Augenschein genommen, — nach der Mittagstafel fand grosse Cour statt, und am Abend, als pièce de résistance, die Aufführung von Schillers dramatischem Gedicht: „Wallensteins Tod."

Mit der grössten Aufmerksamkeit verfolgten die hohen Herrschaften jedes Wort; ihre aufs höchste gespannten Erwartungen wurden aber noch bei weitem übertroffen.

„Für Schiller bedeutete dieser Abend einen der Höhepunkte seines an Erfolgen und Ehrenbezeugungen so reichen Lebens.“

Das preussische Königspaar nahm Gelegenheit, dem Dichter in huldvollster Weise zu sagen, welchen tiefen Eindruck sein Werk hervorgebracht. Königin Luise benutzte freudig die sich ihr bietende Gelegenheit, Schiller in einer längeren Unterhaltung zu sagen, welchen hohen Wert sie seinen Werken und ihrem erzieherischen Einflusse beilegte.

Die Kindheit der Königin war in die schönen Zeiten gefallen, da die echten Blüten der deutschen Poesie und Kunst sich immer kräftiger zu entwickeln und aufzuschliessen strebten. Diesem Umstande ist es nebst der Naturanlage zuzuschreiben, dass unsere literarischen Grössen: Goethe, Herder, ihren Geist schon früh angezogen und ihm Nahrung gewährt hatten. Während Goethe beständig die Bewunderung, Herder die freundliche Anteilnahme der Königin erregte, wurde durch Schiller ihr Gemüt aufs tiefste berührt.

Schiller, der die intimsten Empfindungen des menschlichen Herzens, die edelsten und auch verabscheuungswürdigsten Charaktere dramatisch darstellte, musste auf die Königin fascinierend wirken. Sein hoher Geist und sein reiches Gemütsleben liessen in ihrem eigenen reichen Gemüt verwandte Saiten erklingen, und sie erhob sich auf den Schwingen seiner Poesie zu Höhen, die ihr sympathisch, vertraut waren, auf denen sie gern verweilte.

„Die Geschichte des Abfalls der Niederlande“ hatte die Königin, wie sie an ihren Bruder Georg schreibt, sofort zur Hand genommen, nachdem sie von ihrer Reise nach den Niederlanden zurückgekehrt war, und zwar las sie dieses Werk — nach ihren eigenen Worten — „mit einem durch die Anschauung der Örtlichkeit gereiften Verständnis“ in Darmstadt.

Sollte dieses ein Zufall gewesen sein? oder wählte die Königin absichtlich für diese Lektüre das „Alte Palais“ der Residenz des Hessenlandes, die alten, trauten Räume, woselbst zuerst die Namen: Flandern und Brabant, Alba, Carlos und Marquis Posa an ihr Ohr tönten? Fast ist es anzunehmen, denn sie liebte es, sich in Erinnerungen zu versenken, Vergangenes und Gegenwärtiges miteinander in Zusammenhang zu bringen.

Durch „Wallenstein“ aber eröffnete sich für unsere Königin wieder ein neues Feld zur Erweiterung ihrer Kenntnisse. Ihr denkender und forschender Geist, der sich schon früh von dem Studium der Geschichte angezogen fühlte, trug nun Verlangen, sich mit grösster Aufmerksamkeit in Schillers „Geschichte des 30jährigen Krieges“ zu vertiefen, welche sie später wiederholt gelesen und aus der sie, wie einst aus dem „Abfall der Niederlande“ für „Don Carlos“, das volle Verständnis für „Wallenstein“ schöpfte, von welchem sein Verfasser sagte: „Im Ganzen dieses Stückes habe ich mein Wesen ausgesprochen!“

Erfreulicherweise fehlt es nicht an schriftlichen Aufzeichnungen über diesen bemerkenswerten Tag.

Als bedeutungsvollster Bericht muss wohl Schillers Brief an Körner vom 9. August angesehen werden, worin sich folgende Stelle findet:

> „In Weimar war ich bei des Königs von Preussen Anwesenheit und habe mich dem königlichen Paar auch präsentieren müssen. Die Königin ist sehr graziös und von dem verbindlichsten Betragen. Der „Wallenstein“ wurde gespielt und mit grosser Wirkung. Was mich bei allen Vorstellungen, die ich von diesem Stück seitdem gesehen habe, verwunderte und erfreute, ist, dass das eigentlich Poetische, selbst da, wo es von dem Dramatischen ins Lyrische über-

geht, immer den sichersten und tiefsten Eindruck allgemein hervorbrachte."

Was Schillers Schwägerin Karoline darüber mitteilt, soll ebenfalls nicht unerwähnt bleiben:

„Im Sommer 1799 wohnten der König und die Königin von Preussen einer Vorstellung des „Wallenstein" in Weimar bei. Schiller wurde der liebenswürdigen Königin vorgestellt und er sagte uns, dass sie sehr geist- und gefühlvoll in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen wäre."

Die Kritik Karolinens über „Wallenstein" spricht in Kürze die Empfindung aller aus, welche dieses Kunstwerk zu würdigen vermögen. Karoline war zwar nicht bei der in Weimar am 30. Juni stattgehabten Aufführung zugegen, hatte aber daselbst die Erstaufführung der „Piccolomini" erlebt und kleidete den empfangenen Eindruck in folgende Worte:

„Es wehte ein höherer Geist in der ersten Vorstellung „Wallensteins" — 30. Januar 1799 —, der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete. Schiller genoss lebhaft die Arbeit vieler Jahre. Goethes freundschaftlicher Anteil und die allgemein erhöhtere Stimmung der Gesellschaft, welche durch das Leben in diesen Formen erzeugt wurde, gab ihm einen lebendigen Genuss seiner selbst. Wir hatten nun eine Tragödie, das erste Stück, das nach Götz von Berlichingen unser eigenes deutsches Leben aussprach und mächtig in die Zeit eingriff, ja auf die **Erhaltung des Nationalsinns** entscheidend wirkte. Die Militärverhältnisse hatten eine neue Seele gewonnen. Der begeisterte Jüngling drängte sich nach Kriegstat und Ruhm. Es ist eine so weite und reiche Welt, die der „Wallenstein" umfasst, es gibt der seelenergreifenden Worte und Reden so viele in ihm, dass alle erregbaren Gemüter sich gern damit begrüssten und

sie zum Ausdruck ihres Einverständnisses wählten. Die tiefe Wahrheit der Natur durchatmet dieses Gedicht, und man fühlt und lebt in den Bildern desselben in Momenten, wo unser Dasein sich aus seinen Fugen drängt, und kehrt besänftigt in sich selbst zurück."

Selbstverständlich wurden die Erlebnisse des berühmten Sohnes und Bruders gewissenhaft von Lotte den fernen Eltern und Geschwistern mitgeteilt, die das grösste und herzlichste Interesse für alles hegten, was ihren geliebten „Fritz" betraf.

Infolge der Wallenstein-Aufführung und der Begegnung mit der holdseligen Königin entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen Lotte und Christophine Reinwald, Schillers ältester Schwester, welche als Gattin des Hofrats Reinwald in Meiningen lebte.

Ihre Briefe bezeugen, wie leicht begreiflich, da sie den Bruder abgöttisch liebte, die innigste Teilnahme und eine unverkennbare Sehnsucht, sich auch einmal persönlich der Triumphe des Bruders erfreuen zu dürfen.

„Dass der liebe Bruder," schreibt Christophine, „den König und die Königin von Preussen gesprochen, und dass sie ihn kennen lernten, war mir sehr angenehm. Auch freut es mich, dass Dir die Königin so wohl gefiel; doch wie wäre es möglich, dass diese Frau nicht gefallen könnte, da sie ebenso gut als schön sein soll. Möchten sich doch diese zwei Hauptvorzüge bei unserm Geschlecht immer paaren!"

Bald darauf sah Schillers Schwester die Königin Luise.

Noch ganz erfüllt von dem Anblick der holden Fürstin, welche, wie schon gesagt, gelegentlich ihrer Reise auch Meiningen einen Besuch abstattete, kann es sich Christophine nicht versagen, der geliebten Schillerfamilie sofort Bericht zu erstatten. Dieser

Brief ist vom 6. Juni 1799 datiert. Der betreffende Abschnitt lautet:

„Indessen haben wir auch hier das Glück gehabt, die Königin von Preussen zu sehen. Sie ist schon zweimal durchgereist, und ich habe sie im englischen Garten sehr nahe gesehen. Welch ein schönes Weib ist diese Königin! So voll Würde, so lieblich und herablassend gegen jeden, der ihr begegnet. Man muss sie lieben, wenn man sie nur sieht. Wie sehnlich wünschte ich den Augenblick festzuhalten, der sie vorbeiführte, um sie malen zu können. Aber die unbeschreibliche Anmut, die auf ihrem ganzen Wesen verbreitet ist, kann kein Künstler darstellen; sie entsteht durch ihre schöne, heitere Seele, die jede Bewegung belebt. Ich freue mich, sie noch einmal zu sehen; denn sie kommt mit ihrem Gemahl, dem sie nach Kassel entgegenreist, wieder hier durch. Der König soll auch so ein schöner Mann sein. Sie, die Königin, hat sich's ausgebeten, dass sie unser Herzog bis nach Kassel begleiten möchte, und es ist dies auch, von politischer Seite betrachtet, sehr gut, wenn unser Herr in gutem Einvernehmen mit dem preussischen Hof steht. — Die Königin hielt sich in Hildburghausen bei ihrer Schwester, der Herzogin, auf, und diese begleitete sie auch hierher mit der Prinzess von Thurn und Taxis. Unter diesen sehr schönen Frauen ragte doch die Königin vor; sie scheint dazu geboren zu sein, und alles huldigt ihr gern."

Der Wunsch Christophinens, die anmutige Preussenkönigin im Bilde verewigen zu dürfen, ist leicht erklärlich. Die fürstliche Frau, welche ihres Bruders Dichtergrösse so ganz zu würdigen verstand —, interessierte sie schon aus diesem Grunde in hohem Masse. Ausserdem aber wurde Schillers Schwester, die eine sehr geschickte Porträt-Malerin war, von der Schönheit der Königin, deren Erscheinung auf sie „wie ein

Gebild aus Himmelshöh'n" wirkte, vom künstlerischen Standpunkte aussergewöhnlich gefesselt, wie aus ihrem Briefe ersichtlich.

Nachdem Christophine in dem sehr umfangreichen Schreiben noch die Mitteilung macht, dass sie der Herzogin von Meiningen, an deren Hof sie öfter weilte, „so viel vom lieben Bruder erzählen musste," denkt sie an ihres Bruders grosses Werk und fährt fort:

„Bei der Aufführung des „Wallenstein" hätte ich freilich gern zugegen sein mögen, denn solche Genüsse sind bei mir selten. Ich glaube wohl, liebste Schwester, wie erhebend Dir das sein musste, eine so grosse Menge Zuschauer in Bewegung gesetzt zu sehen, und der Gedanke: Dies hat Schiller getan! Wie oft denke ich an unsere Jugendscenen hierbei zurück! Welche Gewalt er schon damals über die Herzen so vieler hatte! Wenn er so in eine grosse Gesellschaft kam —, auf die Redoute oder sonst wohin, machten sie ihm unwillkürlich Platz, wo er kam! Oft hörte ich leise hinter ihm sagen: „Seht, da kommt Schiller!" Wie mich das emporhob, und wie gern und kindisch ich jetzt noch bei diesem Anblick stehen bleibe, verstehst Du wohl am besten! Wie glücklich ist er, dass Du das alles fühlst — und wie gern gönne ich's ihm!"

Christophine gönnte ihrem einzigen Bruder aber nicht nur von ganzem Herzen das Glück, immer mehr und mehr als der grosse geistige Führer der Menschheit angesehen zu werden, — sie freute sich ebenso darüber mit ihm, dass die Anerkennung von seiten seiner Gönner sich auch in realer Form bekundete.

Herzog Karl August und seine Gemahlin Luise, welche glücklich waren, dass sie ihren königlichen Gästen einen so hohen Kunstgenuss bei ihrer Anwesenheit in Weimar bieten konnten, wobei sich der „Musenhof" in seinem glänzendsten Lichte zeigte,

bekräftigten ihren Dank dem Dichter gegenüber durch Übersendung eines prächtigen silbernen Kaffeeservices.

Schillers bekannte Vorliebe für den braunen Trank der Levante hatte die Herzogin veranlasst, gerade diese Wahl zu treffen. Das kostbare Geschenk gewann doppelten Wert durch die Art und Weise der Widmung. Die Herzogin hatte nämlich Lotte gebeten, das Kaffeeservice auf Schillers Schreibtisch zu setzen, zur Erinnerung daran, dass er manche lange Nacht an diesem Platze gesessen und seine ermatteten Kräfte durch einen Trunk Mokka belebt hatte, um sein grosses Werk der Vollendung rasch entgegenzuführen.

Goethe hatte seinem Freunde bereits brieflich die Aussicht auf diese Gabe der Herzogin eröffnet. Nachdem er seinem Ärger darüber Ausdruck gegeben, dass der so reichlich zu beanspruchende klingende Lohn seitens der Verleger gar zu spärlich bemessen sei, schliesst er seinen Brief mit den Worten:

> „Man ist so gewohnt, die Geschenke der Musen als Himmelsgaben anzusehen, dass man glaubt, der Dichter müsse sich gegen das Publikum verhalten wie die Götter gegen ihn. Übrigens habe ich Ursache zu glauben, dass Sie bei dieser Gelegenheit von einer andern Seite noch was Angenehmes erfahren werden.“

Zwei Tage später traf Schillers Antwortschreiben bei Goethe ein. Es enthält folgende Stelle:

> „Dass uns ein schönes Geschenk von Silberarbeit von seiten der regierenden Herzogin erwarte, haben wir auch schon vernommen. Die Poeten sollten immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glücks: beide fallen vom Himmel.“

Als Beweis dafür, dass dieses mehrfach erwähnte Geschenk zum „fait accompli“ geworden, diene folgen-

der Passus aus dem am 26. September 1799 von Schiller an Körner abgesandten Brief:

> „Der „Wallenstein" hat uns auch noch ein ansehnliches Präsent in einem silbernen Kaffeeservice eingetragen, von der regierenden Herzogin; und so haben sich die Musen diesmal gut aufgeführt!"

„Aus den Wolken muss es fallen,
Aus der Götter Schoss — das Glück!"

Wertvoller aber als die kostbarsten Geschenke war die aufrichtige Freundschaft, welche die hohe Frau für Schiller und seine Familie hegte und die auch in solcher Form sich gern betätigte.

Schillers Briefe liefern die sprechendsten Beweise für das Wohlwollen der Herzogin. So teilt er seinem Körner mit, „dass er in den Parkanlagen öfter einer schönen, edlen Frauenfigur mit viel Stolz und Fürstlichkeit im Gange begegne, der Herzogin Luise, von der er wisse, dass sie seinen Arbeiten vorzügzüglich gut sei."

„Mit Freude und Dank" übernahm die Fürstin das Patenamt bei Schillers ältestem Sohne Karl und betrachtete dieses „gütige Anerbieten" als einen Beweis des Zutrauens und freundlicher Gesinnungen gegen sie.

Der vornehme, allem Edlen zugewandte Sinn des Dichters musste ihre Natur wahlverwandt berühren, und Lotte meldet einmal dem fernen Gatten, dass die Herzogin „sogar" die „Räuber" lobte und ins Theater ging, als sie aufgeführt wurden.

Man sieht, dass die Herzogin, deren Gastfreundschaft Preussens Königin in jenen Junitagen genoss, nicht nur denselben Namen hatte wie diese, sondern nebst mancher andern hervorragenden Eigenschaft auch die stark ausgeprägte Vorliebe für Schiller mit ihr teilte.

Der gemeinsam in der Theater-Hofloge zu Weimar verlebte Abend des 30. Juni blieb „beiden Luisen"

unvergesslich und bildete ein Glied mehr in der Erinnerungskette, welche diese hohen Frauen verband.

Das preussische Fürstenpaar aber verliess hochbefriedigt die kleine Residenz, und der grosse Dichterfürst kehrte mit seiner Familie auch wieder nach Jena, in das „liebe, närrische Nest“ zurück, um durch rastlose Arbeit der Welt noch mehr Früchte seines Geistes, Gaben von unvergänglicher Schönheit zu bieten.



Karl von Schiller
gemalt 1810 von C. Brand.

Hundert Jahre sind seitdem vergangen.

Noch immer rieselt das Wasser des Leutrabaches, an welchem einst Schillers einfaches Gartenhäuschen stand, das als Wiege der gewaltigen Wallenstein-Trilogie bezeichnet werden kann, — noch immer berühren die Wellen den Grund und Boden, dessen Besitz unsern Dichter beglückte, und singen die urewige Melodie vom Werden und Vergehen wie ehemals — vor hundert Jahren, — noch immer erzählen sie dem sinnigen und verständnisvollen Besucher dieser geweihten Stätte, dass der Schein von Schillers Arbeitslampe die langen Nächte hindurch auch sie vergoldete und zu Mitwisserinnen seines Fleisses machte.

Aus den alten Bäumen, die der Dichter pflanzte, raunt und rauscht es ebenfalls den Seelen der Vorübergehenden zu: „Auch wir kannten den Herrlichen, sahen ihn hier wandeln und lauschten seinen klugen Gesprächen mit Gleichgesinnten. Wir stehen noch als Zeugen einer grossen Zeit. Der sie durch sein Lebenswerk unendlich verschönte, geniesst schon seit einem Jahrhundert die Freuden des „hohen Olymp“.“

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!“

Nicht alle Menschen verstehen die Sprache der Wellen, nicht alle vermögen das Rauschen der Blätter zu deuten. Auch für sie ist gesorgt. An jener historischen Stätte, die alljährlich von Tausenden besucht wird, ist eine Büste des Dichters aufgestellt, und die Inschrift eines Felsblockes verkündet in weit erkennbaren Goldlettern:

„Hier schrieb Schiller den Wallenstein.“

Berlin — Mai 1804.

Zwischen dem ersten und zweiten Zusammentreffen Schillers mit Königin Luise lag ein Zeitraum von nahezu 15 Jahren. Die dritte und letzte persönliche Begegnung aber fand fast genau 5 Jahre nach dem denkwürdigen, in Ilm-Athen verlebten Abend statt.

Ist es Zufall, dass es Berlin, Preussens Haupt- und Residenzstadt war, woselbst diese beiden Idealgestalten — die geliebteste Königin und der geliebteste Dichter — sich noch einmal in diesem Leben gegenüber stehen und von Angesicht zu Angesicht schauen sollten?

Diese Frage möge ihre Beantwortung durch die Worte finden, welche Schiller dem Herzoge von Friedland in den Mund legt:

— — — — „Es gibt keinen Zufall.
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen."

Erfreulicherweise haben sich hinsichtlich unserer Zwecke „die tiefsten Quellen" nicht als unzugänglich erwiesen. Ihrer Erforschung ist die genaue Kenntnis der Gründe und Umstände zu verdanken, welche Schillers Anwesenheit in Berlin veranlasst haben.

„Eine grosse Sehnsucht nach mannigfacher Weltanschauung auf Reisen," sagt Karoline von Wolzogen, „wandelte Schiller in den letzten Lebensjahren an. Wir erfreuten uns an Plänen und suchten den kürzesten Weg zum Meere, das er sehr zu sehen wünschte; aber es blieb bei diesen, und die Gewohnheit des

stillen, ernsten Daseins, die Freude des Ausarbeitens seiner Dichtungen gewann in den nächsten Tagen wieder die Oberhand. Mehrmals sagte er: „Alle Projekte, die Ihr für mich macht, lasst nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken!“

Immer waren Schillers Gedanken auf ein nahes Ende gerichtet. Als ehemaliger Arzt kannte er seinen Zustand genau, und die Sorge über das Schicksal seiner geliebten Familie, wenn er aus diesem Leben abberufen würde, verliess ihn keinen Augenblick. „Wenn ich nur noch soviel für die Kinder zurücklegen kann, dass sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich!“ sagte er in seiner letzten Lebenszeit zu seiner Schwägerin.

Dieser Herzenswunsch des sorgsamen Familienvaters, unterstützt durch die Sehnsucht, ferne Länder und Meere, grosse Städte und Gemeinwesen kennen zu lernen, liess etwaige Bedenken schwinden und wurde mit zur Triebfeder seines schnellen Entschlusses, als sich die Gelegenheit zu einer Reise nach Berlin bot.

Das gewaltige Aufsehen, welches Schillers „Tell“ bei seiner Aufführung in Weimar — am 17. März 1804 — hervorgerufen, veranlasste Iffland zu einer schleunigen Darstellung dieses Schauspiels in Berlin.

Behufs verschiedener Besprechungen erschien der Theatersekretär Pauli in Weimar und überbrachte Schiller eine dringende Einladung, nach Berlin zu kommen, um sich dort persönlich von der Bühnenwirkung seiner Dramen zu überzeugen.

Diese Aufforderung war nicht etwa allein eine Idee Ifflands, der für seine Tätigkeit grosse Hoffnungen auf Schillers Übersiedelung nach Berlin setzte, — sie war auch nicht nur eine Folge des herzlichen Verlangens seiner dort wohnenden Freunde, die den berühmten Jugendgenossen gern in ihrer Mitte gehabt

hätten, — die Initiative ging vielmehr tatsächlich vom Hofe aus, dessen Mittelpunkt die Königin Luise war, welche von ihrem Leibarzt Hufeland treffend „die belebende, leuchtende, erwärmende Sonne ihres Horizontes“ genannt wurde.

Die Königin hatte mit dem ihr eigenen Feingefühl, mit dem für ihr Vaterland so lebhaft empfindenden Herzen sehr richtig erkannt, dass gerade Schiller prädestiniert sei, den schlummernden Funken des Patriotismus zu entzünden und durch die Macht seines Genies, die Schönheit und Kraft seiner Freiheitsgesänge das Bewusstsein im Volke zu beleben und zu stärken, dass es nicht gewillt sei, sich unter ein fremdes Joch zu beugen.

Man kann es leicht verstehen, dass unsere Königin den sehnlichen Wunsch hegte, ihren Lieblingsdichter zu dauerndem Aufenthalt nach Berlin zu ziehen. Ihr dankbares Herz hatte das Bedürfnis, sich erkenntlich zu zeigen für den hohen geistigen Genuss, den ihr seine Werke gewährten, und die mannigfachen Anregungen, welche ihre empfängliche Seele aus seinen unvergleichlichen Dichtungen schöpfte.

Friedrich Wilhelm III. teilte den Wunsch seiner Gemahlin und äusserte wiederholt, dass es ihm sehr lieb wäre, wenn er den Dichter in seiner Hauptstadt „fixieren“ könnte.

Das Wohlwollen, welches der preussische Hof für ihn hegte, war Schiller bekannt. Dieser Umstand trug auch wesentlich dazu bei, ihn zu der in damaliger Zeit überaus beschwerlichen Reise — zumal seine Gesundheit viel zu wünschen übrig liess — zu bewegen.

Der liebevolle Gatte und Vater wollte aber unter keiner Bedingung die in Berlin zu erwartenden Genüsse für sich allein in Anspruch nehmen. Lotte und seine beiden Söhne, Karl und Ernst, mussten sich gleichfalls reisefertig machen.

Der 26. April des Jahres 1804 war zum Termin für die Abfahrt bestimmt.

Noch ein herzlicher Abschied vom fünfjährigen Töchterchen Karoline, — (die jüngste Tochter Emilie wurde erst einige Monate nach der Rückkehr aus Berlin geboren) — und fort ging es von Weimar zunächst nach Leipzig, woselbst die Schillerfamilie bei lieben Freunden eine fast zweitägige Rast hielt. Dann führte die Reiseroute über Wittenberg und Potsdam, — und am 1. Mai trafen unsere Reisenden in der Residenz ein.

Unter den Linden, im Hôtel de Russie, das ungefähr an der Stelle stand, wo jetzt die Passage ist, wurde abgestiegen.

Kann das damalige Berlin auch nicht entfernt in Vergleich gezogen werden mit dem Berlin der Gegenwart, so war der Eindruck, den Schiller und die Seinen gewannen, in verschiedener Hinsicht doch ein grossartiger und unvergesslicher.

Die Überlegenheit seiner Persönlichkeit machte sich, Schiller selbst meistens unbewusst, auch in Berlin geltend. Wo er sich zeigte, wurden ihm die grössten Huldigungen dargebracht. Es entspann sich ein reger Wetteifer; jeder wollte dem herrlichen Manne Beweise von Liebe und hoher Verehrung geben. Überall fand er Bewunderung, herzlichste Teilnahme, begeisterte Anerkennung seiner Verdienste.

Sein für Freundschaft empfängliches Herz empfand es als ein Glück, im Kreise alter und neu gewonnener Freunde vergnügte Stunden verleben zu können. Der Philosoph Fichte, Staatsrat Hufeland, ein Vetter des Leibarztes der Königin Luise, sowie der Komponist Zelter rechneten es zur grössten Ehre, den berühmten Dichter, mehr noch den wahrhaft grossen Menschen Schiller bei sich zu sehen, — und Iffland veranstaltete ihm zu Ehren in seinem „Ideal von Garten-

wohnung", wie Lotte die im Tiergarten gelegene Villa nannte, die glänzendsten Festlichkeiten.

Dass Schiller und seine Frau zu den hervorragendsten Eindrücken, die ihnen Berlin bot, die Vorstellungen im Theater zählen mussten, ist selbstverständlich. Die von Iffland in höchster Vollendung inscenierten und mit Begeisterung und peinlichster Sorgfalt zur Darstellung gebrachten Dramen: „Wallenstein", „Die Jungfrau von Orléans", „Die Braut von Messina" waren in doppelter Hinsicht Erlebnisse köstlichster Art.

Die Vollendung, in der sich Schiller die von ihm geschaffenen Gestalten auf der Bühne präsentierten, liessen ihn seinen Dichterberuf als einen gottbegnadeten erkennen, und der frenetische Jubel des Publikums, das zu ihm wie zu einem höheren Wesen aufschaute, gab dem bescheidenen Manne das Bewusstsein seines hohen Wertes.

Als am 4. Mai „Die Braut von Messina" aufgeführt wurde, erhob sich bei Schillers Eintritt das Elitepublikum und begrüsste den Dichter mit nicht endenwollendem Jubel, bis die Musik begann. Ein anderer Bericht lautet: „Als Schiller in die Loge trat, empfing ihn das volle Haus mit Jubel. Alle — ohne Ausnahme — Männer und Frauen, jung und alt, standen von ihren Sitzen auf und begrüssten den gefeierten, tiefgerührten Dichter, der nach dem Schlusse des Schauspiels durch eine lebendige, ihn abermals mit lauten Freudenbezeugungen begrüssende Gasse wandeln musste."

Sehr zu bedauern ist es, dass „Wilhelm Tell" erst im Juli und nicht während Schillers Anwesenheit zur Aufführung gelangte. Wie hätte Königin Luisens Herz, das in unbegrenztem Patriotismus erglühte, gerade in Gegenwart Schillers empfunden, was Johannes Scherr in bezug auf sein Meisterwerk sagt: „Es ist der vorschauende Blick des Propheten, welcher die

Stadien der geschichtlichen Entwicklung zum voraus durchläuft und hinter dem blutigen Wirrsal heranziehender Niederlagen schon die Siegesfahnen wehen sieht!"

Dieses glorreiche „Lied vom Vaterland", diesen unnachahmlich schönen Freiheitssang, den Schiller als ein Seher der Zukunft seinem Volke hinterliess, dessen Erniedrigung er zwar nicht erleben sollte, aber auch leider nicht seine Befreiung von fremder Herrschaft, — dieses Lied hätte Königin Luise bei Anwesenheit des Dichters und nicht erst später von der Bühne herab auf sich wirken lassen müssen!

Welchen mächtigen Widerhall hätten die wunderbar ergreifenden Worte:

„Ans Vaterland, ans teure, schliess' Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!"

in ihrer Seele hervorgerufen angesichts desjenigen, welcher dem edeln Gefühl der Vaterlandsliebe solchen Ausdruck zu verleihen vermochte!

Aber auch schon bei der Lektüre des „Tell" wurde die Königin, wie verbürgt, mächtig ergriffen durch die Wahrheit, mit welcher ein freigesinntes, unverderbtes, in glücklicher Abgeschiedenheit lebendes Volk im Kampfe gegen frevelhafte Unterdrückung als Sieger dargestellt wird.

Der Inhalt folgender Stanzen, welche Schiller als Begleitschrift eines dem Kurfürsten Dalberg übersandten Widmungsexemplars seines „Tell" verfasst hatte, fand bei der hohen Frau volles Verständnis:

„Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liedes wert.
Und solch ein Bild darf ich dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Grosse ist dein eigen."

Es ist unbegreiflich, dass Schiller die Aufregungen des Berliner Aufenthalts möglichst gut vertragen konnte. Es war ein letztes Aufraffen, ein Leuchten in überirdischer Klarheit, vergleichbar dem Tagesgestirn, das oft am hellsten und köstlichsten erstrahlt und am Himmel die wunderbarsten Lichteffekte erzeugt, ehe es verschwindet, — ehe die Nacht anbricht.

Unser Schiller gehörte auch zu jenen Sternen erster Grösse, bei deren mildem Schein es sich selbst die höchsten Würdenträger wohl sein liessen.

So erbat es sich der ritterliche Prinz Louis Ferdinand als Gunst, den „Ehrengast Berlins" auch in seinem eigenen Palais als solchen zu empfangen. Dieser Prinz, welcher bei Saalfeld nach wenig Jahren — „wie ein Max Piccolomini" — den Heldentod fand, gewann durch die ungezwungene, bezaubernde Liebenswürdigkeit seines Wesens Schillers ganzes Herz.

Als Höhepunkt in dieser an inneren und äusseren Erlebnissen überreichen Zeit muss der 13. Mai angesehen werden, der dem 30. Juni des Jahres 1799 würdig zur Seite gestellt werden kann.

Wie damals in Weimar, so nahm Königin Luise auch jetzt die Gelegenheit wahr, den von ihr so hochgehaltenen Dichter — wahrscheinlich in Sanssouci — in Audienz zu empfangen. Im Laufe des Gespräches gab die Königin den Wunsch zu erkennen, dass sie es als Gunst des

Schicksals ansehen würde, wenn Schiller sich entschlösse, Berlin zu seinem Wohnsitze zu wählen.

In ihrer Herzensgüte sorgte die hohe Frau dafür, dass Schillers Söhne, der damals im elften Lebensjahre stehende älteste Sohn Karl und der drei Jahre jüngere Sohn Ernst, dem neunjährigen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., und dem siebenjährigen Prinzen Wilhelm, dem nachherigen allverehrten ersten deutschen Kaiser, als Spielkameraden zugeführt wurden.



Prinz Wilhelm
(Kaiser Wilhelm I.)

Deutschlands erster Kaiser und Deutschlands „erster" Sänger! — eine glückverheissende Konstellation!

Die Segensworte, welche Friedrich Schiller an jenem Tage für die Zukunft Preussens ausgesprochen, haben sich glänzend erfüllt. Die Hoffnung aber, welcher die königliche Frau bei dem Abschied von dem Dichter Worte lieh, die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Es war ein Scheiden, welchem die Worte der „Phädra" die Signatur aufdrückten:

„Ils ne se verront plus!"

Die nachhaltige, nicht nur momentane Wirkung, welche Schillers erhabene Persönlichkeit nicht allein auf die Königin und ihre Umgebung, sondern auf alle Menschen ausübte, die ihm in Berlin nahegetreten waren, ist leicht erklärlich.

Jeder fühlte instinktiv, dass der in seinen Dichtungen vertretene sittliche Idealismus, die Begeisterung für alles Reinste und Höchste, die Entflammung für das Gute und Beste sein innerstes Wesen verriet.

Alle, die sich seines Umganges erfreuten, wurden sich dessen bewusst und empfanden intensiv, wofür Goethe — der Jahrzehnte nach des Freundes Heim-

gang nicht ohne Tränen seiner zu gedenken vermochte — in einem an Zelter gerichteten Briefe die schönen Worte fand:

> „Schillern war die Christus-Tendenz eingeboren, dass er nichts Gemeines berührte, ohne es zu veredeln."

Selbst über den Eindruck, welchen das Äussere Schillers hervorrief, erhalten wir Aufschluss. Henriette Herz, eine feinsinnige, geistvolle Frau, die es als grösste Auszeichnung ansah, die Bekanntschaft des Dichters in Berlin gemacht zu haben, entwirft folgende Schilderung:

> „Schiller musste auf die Mehrzahl der Menschen notwendig einen angenehmeren Eindruck machen, als Goethe. Die äussere Erscheinung sprach allerdings im ersten Augenblick mehr für den letzteren, aber auch Schillers äusserer Mensch war jedenfalls bedeutend. Er war von hohem Wuchse, das Profil des oberen Teils seines Gesichts war sehr edel. Aber seine bleiche Farbe und das rötliche Haar störten einigermassen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Laufe der Unterhaltung seine Züge, überflog dann ein leichtes Rot seine Wangen und erhöhte sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas Störendes in seiner äusseren Erscheinung zu finden."

In jenen Tagen wurde Schiller von Professor Weitsch gezeichnet. Das Bildnis befindet sich im Kupferstichkabinett zu Berlin. Es zeigt die unverkennbaren Merkmale des unrettbar dem Tode Verfallenen, ebenso aber den Seelenadel, der sich in seinen Gesichtszügen offenbart.

„Die schönen Tage von Aranjuez-Berlin sind nun vorüber!" mag Schiller ausgerufen haben, als er am 17. Mai mit seiner Frau und den beiden Knaben den Reisewagen bestieg, um über Potsdam, Wittenberg, Leipzig, Naumburg wieder „zu den heimischen Gestaden" zurückzukehren.



Friedrich von Schiller.
Nach dem Leben gezeichnet von Professor Weitsch 1804.

Aus „Schiller, Intimes aus seinem Leben“ von Dr. E. Müller.
Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin SW. 12.

Bis Potsdam fuhr die Familie Schiller in Begleitung des Hofrats Greichen und nahm dort einen zweitägigen Aufenthalt. Hier wurde auf den Antrag des Kabinettsrat Beyme die Möglichkeit einer Übersiedelung nach Berlin in Erwägung gezogen. Da Iffland verreisen musste und den Verhandlungen nicht beiwohnen konnte, sandte er an Beyme ein „Memoire", worin er ihm von der Unterredung Kenntnis gab, die Schiller am Tage vorher mit dem Sekretär Pauli gehabt hatte.

Pauli äusserte, dass man die Ehre, Schiller zu besitzen, in Berlin zu schätzen wissen würde, worauf der Dichter die Antwort gab: „Wenn mir nur in Potsdam Anlass oder eine Gattung Eröffnung gegeben würde."

Das bereits erwähnte „Memoire" war von Iffland mit folgenden Worten begleitet: „Ich lege ein Memoire bei, welches Herr von Greichen kennt, und überlasse es Ihrem Ermessen, ob der Faden angesponnen werden soll."

Dass der Kabinettsrat Beyme, welcher im Auftrage des Königspaares handelte, das Anspinnen des Fadens nicht vergass, ist erwiesen. Er nahm den Dichter ausserordentlich freundlich auf, fuhr mit ihm ins Theater und gab ihm Gelegenheit zur Äusserung seiner Wünsche.

Schiller liess bei der Unterhaltung einfliessen, dass er für einige Monate im Jahre in Berlin wohnen, ein Amt an der „Akademie" bekleiden und, nachdem er das Berliner Publikum kennen gelernt, für das National-Theater arbeiten möchte. Es wurde auch sogar erwogen, ob er vielleicht dem Kronprinzen als Lehrer der Geschichte dienen könne.

Aber nicht nur im Interesse der Theaterverhältnisse, sondern in bezug auf das geistige Leben jeglicher Art, hauptsächlich auf religiösem Gebiete, wurden grosse Hoffnungen auf Schillers Übersiedelung nach der Residenz gesetzt.

Von Schiller rührt das Wort her, dass Kanzel und Bühne die geeignetsten Stätten sind für die Verbreitung echter, unvergänglicher Wahrheiten — zur Förderung des Volkswohls.

Hatte er doch selbst einst die Hoffnung gehegt, seinem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen zu können, wodurch der Herzenswunsch seiner Mutter in Erfüllung gegangen wäre!

Eingehende Gespräche dieser Art veranlassten den Komponisten Zelter, den Schiller in Berlin kennen gelernt hatte, zu der Frage, was sich wohl zur Verbesserung des Kirchengesanges tun liesse.

Schiller wies in seinem Antwortschreiben auf das Verhältnis von Religion und Kunst hin und gab den Rat, dem deutschen Volke den protestantischen Glauben durch die Mittel der Kunst, durch gute Kirchenmusik, näher zu bringen. Die ästhetische Erziehung sollte zur Religion führen.

Eine hochinteressante und speziell auf Berlin bezügliche Stelle des Briefes lautet:

> „Dass es hohe Zeit ist, für die Kunst etwas zu tun, fühlen wenige; dass es mit der Religion nicht so bleiben kann, lässt sich allen begreiflich machen. Berlin hat in den dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel der Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüssen. Berlin gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist."

Goldene Worte sind es, die der Dichter auch in diesem Briefe ausgesprochen hat, Worte, die das Herz der christlichsten und von echtester Frömmigkeit erfüllten Königin noch mehr für Schiller eingenommen hätten, wenn sie ihr zu Gehör gekommen wären.

Die Behauptung der königlichen Frau: „Die Welt kann nur gut werden durch die Guten!“ und ihre Mahnung: „Sorgen wir, dass wir mit jedem Tage reifer und besser werden!“ sind gewisslich dazu angetan, nicht nur „Licht und Wärme“ in den Herzen der Menschen zu verbreiten, sondern auch zur Veredlung der Seelen beizutragen.

Welche segensreichen Folgen hätten die vereinten Bemühungen dieser beiden Edelnaturen für die Residenz auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens haben können!

Am 18. Mai verliess Schiller mit den Seinen Potsdam, nachdem er von Beyme neben der Versicherung, dass der König ihn in Berlin zu fixieren wünsche, die Aufforderung erhielt, er möge nur seine Bedingungen stellen.

Drei Tage später erfolgte die Rückkehr nach Weimar.

Da gab es in Schillers Bekanntenkreisen viel zu fragen und von seiten der Reisenden viel zu erzählen. Leider sind die damals gesprochenen Worte verhallt und lassen sich nicht wiedergeben — zumal nach Ablauf eines Jahrhunderts.

Phantasiebegabte Menschen aber vermögen auch selbst nach einer so langen Zeit ein lebendiges Bild aus den mancherlei traditionellen Berichten und dem eigenen Nachempfinden zu konstruieren, besonders unter Zuhilfenahme „schwarz auf weiss“ erhalten gebliebener Nachrichten. Diesen hat die Zeit nichts von ihrer Ursprünglichkeit rauben können. Unser Auge entziffert mit Entzücken die zierlichen oder auch grotesken Schriftzüge, — die Worte tönen an unser Ohr, als ob sie von dem, der sie einst schrieb, direkt für uns bestimmt wären.

Hören wir von Karoline von Wolzogen, was sie aus den Mitteilungen Schillers und der Seinen über die Berliner Episode berichtet. Es dient gleichzeitig

zur Bekräftigung der Nachrichten, die uns von anderer Seite zu Gebote stehen.

„Auf einer Reise nach Berlin, im Frühling 1804, (26. April bis 21. Mai) dem vorletzten seines Lebens, hatte Schiller den reinsten und höchsten Genuss seines Talents in der begeisterten Anerkennung, die demselben zu teil ward. Allgemeine Bewunderung rührte ihn weniger als die Teilnahme vieler der vorzüglichsten Menschen. Iffland, der seine Reise veranlasst, empfing ihn mit alter, warmer Freundschaft; er hatte alles vorbereitet, um den dramatischen Genuss zum Höchsten zu steigern und der Darstellung der Schöpfungen seines Freundes die möglichste Vollkommenheit zu geben. Das hohe Königspaar zeigte warmen Anteil. Die liebenswürdige Königin, in deren hohem und zartem Herzen alles Schöne und Edle den vollsten Anklang fand, sprach Schillern und liess ahnen, dass sie es gern sehen würde, wenn er sich an Berlin fesseln liesse. Sehr merkwürdig war ihm die Bekanntschaft des hochgesinnten, genialen Prinzen Ludwig Ferdinand, der als das erste grosse Opfer der Befreiung Deutschlands fiel.

Eine grosse, mannigfaltige Weltanschauung drängte sich Schillern auf. Das Bedeutende aus allen Zirkeln kam ihm mit Anteil und Wohlwollen entgegen. Mit seinem gewohnten stillen Sinne nahm er alles dieses auf; aber ihm ward dadurch ein lebendiges Gefühl seiner schaffenden Kraft. Dass ihm dieses wurde, so kurz vor dem Scheiden vom Leben, war seinen Freunden immer tröstend. O, man soll nicht säumen, dem Genius die schnell welkenden Blüten des Genusses lebendiger Teilnahme darzubringen!

Jeder Besonnene weiss, was er ist, aber er fühlt und geniesst es nur in andern, und dieser Genuss ist der schönste Lohn dem Dichter, der, um der Welt Freude zu schaffen, im stillen gar manches Opfer bringt.

Das Anschauen eines grossen Ganzen regte Schillern in Berlin lebhaft an. Die Spuren eines mächtig schaffenden Geistes, den er sich einst als den Gegenstand einer Epopöe*) gedacht, rührten ihn, und die Bildungsstufe, auf die derselbe sein Volk gehoben, in Kunst, Wissenschaft und politischer Grösse, erkannte und betrachtete er als sein schönstes Monument. Der Geist eines grossen, hochgestellten Mannes wirkt über alle Erdenschranken hinaus, und in immer neu sprossenden Blüten zeigt er sich fort und fort lebendig. Ist sein Werk zu einem gewissen Punkte gediehen, dann wirft es alles Kleinliche, Einengende, was die Zeit ansetzt, leicht wieder ab und glänzt in heiterem Lichte durch alle umhüllenden Wolken."

Nachdem Schiller die Reisestrapazen einigermassen überwunden hatte, fühlte sein mitteilsames Herz die Verpflichtung, den ihm Nahestehenden über seine Beweggründe zur Reise, sowie auch über die sich ihm eröffnenden Aussichten Bericht zu erstatten.

In dem reichen Schatze seiner Briefe sind die an Wilhelm von Wolzogen und seinen treuen Freund Körner geschriebenen von ganz besonderer Bedeutung und sollen darum hier eine Stelle finden.

„Ich habe ein Bedürfnis gefühlt, mich in einer fremden und grossen Stadt zu bewegen," sagt Schiller in dem an seinen Schwager gerichteten Schreiben. „Einmal ist es meine Bestimmung, für eine grössere Welt zu schreiben, und ich sehe mich hier in so engen kleinen Verhältnissen, dass es ein Wunder ist, wie ich nur einigermassen etwas leisten kann, was für die grössere Welt ist."

Ganz ausführlichen Bescheid aber erhält der treue, ihm stets mit Rat und Tat beistehende Körner schon am 18. Mai. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

---

*) „Friedrich der Grosse."

„Ohne Zweifel hast Du indessen schon zu Deiner Verwunderung vernommen, dass ich in Berlin gewesen. Es war ein Einfall, der ebenso schnell ausgeführt wurde, als er entstand. Dass ich bei dieser Reise nicht nur mein Vergnügen beabsichtigte, kannst Du Dir leicht denken; es war um mehr zu tun, und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine wesentliche Verbesserung in meiner Existenz vorzunehmen. Zwar — wenn ich nicht auf meine Familie reflektieren müsste, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. Aber meine Besoldung ist klein, und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, so dass wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muss ich dahin streben, dass der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Kapital geschlagen werden kann, und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Ich habe nichts da gesucht, man hat die ersten Schritte gegen mich getan, und ich bin aufgefordert, selbst meine Bedingungen zu machen.

Es ist aber kostbar, in Berlin zu leben; ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise für mich ist. Auch sind andere Artikel sehr teuer, und unter 600 Friedrichsdor könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben; ja, diese würden nicht einmal hinreichen. In einer grossen Stadt kann man sich weniger behelfen, als in einer kleinen.

Es steht also bei den Göttern, ob die Forderung, die ich zu machen genötigt bin, wenn ich mich nicht verschlimmern will, nicht zu hoch wird gefunden werden.

Berlin gefällt mir und meiner Frau besser, als wir erwarteten. Es ist dort eine grosse persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, obgleich beide bei weitem nicht leisten, was sie kosten.

Auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden und mich vielleicht, wenn ich erst dort bin, noch auf manche Art verbessern.

Auf der andern Seite zerreisse ich höchst ungern alte Verhältnisse, und in neue mich zu begeben schreckt meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Hause. Ich habe gegen den Herzog Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so *würde mir's doch weh tun zu gehen*. Wenn der Herzog mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz anbietet, so habe ich doch Lust, hier zu bleiben.

So stehen die Sachen. Lass mich doch in Deinem nächsten Briefe hören, was Ihr von der Sache haltet, und ratet mir. Da das Glück einmal die Würfel in meine Hand gibt, so muss ich werfen; ich würde mir sonst immer Vorwürfe machen, wenn ich den Moment versäumte.

Übrigens bleibe die ganze Sache unter uns; es würde mir schaden, wenn vor der Zeit etwas davon verlautete.

Lolo grüsst herzlich. Sie befindet sich wohl und hat die Beschwerlichkeiten der Reise gut ausgehalten. Auch meine beiden Jungens waren mit, und Karl hat mit dem Kronprinzen Freundschaft gestiftet.

Lebe wohl. Herzlich umarme ich Euch alle.

Dein Schiller."

Vor allem aber liess Schiller es sich angelegen sein, Herzog Karl August diese Angelegenheit zu unterbreiten. Mit vollstem Vertrauen setzte er dem Herzoge seine Lage auseinander und liess auch durchblicken, unter welchen Bedingungen er gern in Weimar bleiben möchte, ohne doch das ihm von Berlin gemachte Anerbieten vollständig auszuschlagen. Es ist erfreulich,

dass des Herzogs umgehend erfolgte Antwort erhalten ist. Sie lautet:

„Für die mir gestern überschriebenen Gesinnungen danke ich Ihnen, wertester Freund, bestens. Von Ihrem Herzen erwartete ich mir, als ich die Nachricht erhielt, dass man Sie nach Berlin zu laden wünschte, dass Sie so handeln und so die Lage der Sache beurteilen würden, als wie Sie es getan haben. Mit Dankbarkeit erwidere ich Ihnen auf Ihr gestriges Schreiben, dass ich mir von Ihnen erbitte, Sie möchten mir diejenigen Mittel sagen, durch welche ich den mir so erfreulichen Vorsatz, bei uns zu bleiben, belohnen könne, und wodurch ich Ihre Existenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermöchte, die für die Dauer Sie nicht bereuen liesse, das kleinere Verhältnis dem grösseren vorgezogen zu haben. Schreiben Sie mir aber wiederholt Ihre Wünsche und leben Sie wohl.

Karl August, Herzog zu Sachsen-Weimar."

Die von Schiller erbetene Gehaltszulage von 400 Talern wurde schon am 8. Juni bewilligt. Das Begleitschreiben lautet:

„Empfangen Sie, wertester Freund, meinen wärmsten Dank. Ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm sein, wenn meine Idee realisiert würde, dass die Berliner beitragen müssten, Ihren Zustand zu verbessern, ohne dem unsrigen dadurch zu schaden. Leben Sie wohl!"

Um sich, wie er Körner gegenüber bemerkte, später keine Vorwürfe machen zu dürfen, richtete Schiller alsbald an den Kabinettsrat Beyme, der ihm in Potsdam den Wunsch des Königspaares, ihn für Berlin zu gewinnen, übermittelt hatte, folgendes Schreiben, das vom 18. Juni datiert ist:

„Nach den gütigen Äusserungen, die Sie mir in Potsdam getan, nehme ich keinen Anstand, Ihnen

meine Wünsche mit der Freimütigkeit zu entdecken, die ich den grossmütigen Absichten des Königs und Ihren wohlwollenden Gesinnungen schuldig bin.

Dass ein längerer Aufenthalt in Berlin mich fähig machen würde, in meiner Kunst vorzuschreiten und in das Ganze der dortigen Theateranstalt zweckmässiger einzugreifen, zweifle ich keinen Augenblick; aber eine gänzliche Versetzung von Weimar nach Berlin mit einer zahlreichen Familie würde ich nur unter Bedingungen ausführen können, welche die Bescheidenheit mir nicht zu machen erlaubt. Doch auch schon der Aufenthalt von mehreren Monaten würde vollkommen hinreichend sein, seinen Zweck zu erfüllen. Ich würde durch eine solche Abwechslung meines Aufenthaltes die beiden Vorteile vereinigen, welche das rege Leben einer grossen Stadt zur Bereicherung des Geistes und die stillen Verhältnisse einer kleinen zur ruhigen Sammlung darbieten; denn aus der grösseren Welt schöpft zwar der Dichter seinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille muss er ihn verarbeiten. Da es die grossmütige Absicht des Königs ist, mich in diejenige Lage zu versetzen, die meiner Geistestätigkeit die günstigste ist, so darf ich von Seiner Gnade erwarten, dass Seine Majestät mir dieses Glück unter derjenigen Bedingung zusagen werde, von welcher es unzertrennlich ist.

Zweitausend Reichstaler jährliches Gehalt würden mich vollkommen in den Stand setzen, die nötige Zeit des Jahres in Berlin mit Anstand zu leben und ein Bürger des Staats zu sein, den die ruhmvolle Regierung des vortrefflichen Königs beglückt.

v. Schiller.“

Die Antwort aus Berlin liess auf sich warten.

Schiller aber, der des teuern Dresdener Freundes Besorgnis um sein Schicksal kannte, wollte Körners Geduld nicht auf eine zu harte Probe stellen und be-

richtete deshalb wenigstens über das in Weimar erzielte Resultat in einem Briefe vom 3. Juli. Es findet sich folgender Abschnitt darin:

„In Absicht auf meine Berliner Angelegenheit ist soviel entschieden, dass ich auf keinen Fall aus meinen hiesigen Verhältnissen trete. Der Herzog hat sich sehr generös gegen mich betragen und mir meine Besoldung auf 800 Taler erhöht, auch versprochen, bei ehester Gelegenheit das 1000 voll zu machen. Doch bitte ich Dich, die Sache geheim zu halten, weil meine Negoziation in Berlin noch nicht abgebrochen ist und es sich vielleicht tun lässt, beide Verhältnisse zu vereinigen; denn auch dies hat mir der Herzog erlaubt, wenn man in Berlin damit zufrieden ist, dass ich nicht ganz hinziehe, sondern nur gewisse Zeiten im Jahre dort zubringe. Ich erwarte nun in kurzem dort Antwort, und wird mir's akkordiert, so stehen meine Sachen auf einem guten Fusse."

Als die Entscheidung von Berlin immer noch ausblieb, fragte Körner in einem Briefe vom 17. September an, ob etwa schon Nachricht von Berlin gekommen sei. „Du schreibst nicht," sagte er, „wie Deine Angelegenheiten d o r t stehen. Eine Stelle bei der Akademie wäre immer ganz angenehm und würde Dich nicht nötigen, immer in Berlin zu sein."

Schiller gab darauf am 11. Oktober folgende Auskunft:

„Von Berlin habe ich noch nichts weiter vernommen. Vermutlich will man die Sache fallen lassen, weil ich auf einem fixen Aufenthalt in Weimar und der Fortdauer meiner hiesigen Verhältnisse bestanden habe."

Auf seinen leidenden Zustand hindeutend, setzt Schiller hinzu:

„Ohnehin hätte ich jedes Engagement in meinen jetzigen Umständen ausschlagen müssen, da ich

meiner Gesundheit gar nicht viel zutrauen kann. Auch kann ich mit meinen gegenwärtigen hiesigen Verhältnissen wohl zufrieden sein, und es ist nicht unmöglich, dass sie sich noch weiter verbessern, da unsere Erbprinzessin, wie ich höre, gute Gesinnungen für mich mitbringt.“

Es muss wohl als ausgeschlossen gelten, dass noch je ein Schriftstück aufgefunden werden könnte, welches ein Schlusswort für die Unterhandlungen zwischen dem Berliner Hofe und Schiller enthält.

Dass keine Antwort auf des Dichters Brief erfolgt sein sollte, lässt sich schwer annehmen; — Schiller aber ist eine solche jedenfalls nicht zugestellt worden.

Briefe haben auch ihre Schicksale. Vor einem Jahrhundert gab es — ebenso wie in der heutigen Zeit — Briefe, die den Adressaten „nicht erreichten“, ohne dass es je gelungen wäre, das „Warum?“ zu ergründen.

Wie glücklich Schillers Frau darüber war, dass die angebahnten Unterhandlungen resultatlos verliefen und ihr liebes Weimar nicht mit Berlin vertauscht werden durfte, darüber gibt ein am Ende des Reisejahres an Fritz von Stein gerichteter Brief Auskunft. Dieses Schreiben ist um so wertvoller, als es einen tiefen Einblick in Lottens Seele gewährt und den Beweis liefert, wie sehr ihr eigenes Ich in den Hintergrund trat, wenn es sich um das Wohl ihres Gatten und ihrer Kinder handelte.

„Ich wollte und durfte nicht Nein sagen,“ — so lautet die betreffende Stelle — „denn ich wollte Schiller seine ganze Freiheit lassen und nichts für mich selber wünschen, da es die Existenz meiner Familie betraf; aber ich wäre recht unglücklich in Berlin gewesen. Die Natur dort hätte mich zur Verzweiflung gebracht. Sie wissen, dass es um uns herum auch nicht gerade schön ist, aber ich weinte fast, als ich die erste Bergspitze wieder erblickte.

Diese Krisis hat sehr auf meine Gesundheit eingewirkt, — ich hatte Fieber und Angst, ich wollte gefasst scheinen und Schiller durch meine Wünsche nicht beschränken."

Ilm-Athen aber war voll Freude und Dank, denn es behielt seinen „grössten Mann" — in des Worts verwegenster Bedeutung gesprochen.

Und es war gut, dass Schiller, an der Schwelle der dunkeln Pforte stehend, nicht für die ihm noch zugemessene kurze Lebenszeit zu dem Versuch gezwungen wurde, in fremdem Boden Wurzel zu fassen.



Luise, Königin von Preussen.
Nach dem Leben gemalt im Jahre 1802
von Joseph Grassi.

Königin Luise aber berührte es sehr schmerzlich, dass ihr Lieblingsdichter nicht für Berlin zu gewinnen war. Sie suchte und fand ein Äquivalent für die Nichterfüllung ihres Wunsches in dem eingehendsten Studium seiner Werke, welche sie lehrten, in Schiller den grossen Dichter und gleichzeitig den edelsten, vortrefflichsten Menschen zu verehren.

— — — — — — — — — —

„— — Wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten."

III.

9. Mai 1805.

„Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reisst ihn fort vom vollen Leben!"

Schiller: „Wilhelm Tell."

Todesahnungen durchzogen Schillers Seele, als er vorstehende Worte seinem „Wilhelm Tell" einfügte.

In einem vom 4. Januar 1804 datierten Briefe des Dichters findet sich die Stelle: „In dieser Zeit ist Herder gestorben und noch verschiedene Bekannte und Freunde, so dass wir wirklich recht traurige Betrachtungen anstellen und uns der Todesgedanken nicht erwehren können. Ohnehin ist der Winter ein so düsterer Gast und enget einem das Herz ein."

Wenn die Seinigen, um ihn zu erheitern, Pläne für die Zukunft machten, sagte Schiller schwermutsvoll: „Kinder, denkt euch das nicht als etwas Gewisses; mancher Sturm kann das alles umstossen."

Kamen dann zuweilen Zeiten anscheinenden Wohlbefindens, Stunden, in denen es schien, als ob der Riesengeist den schwachen Körper beherrschen und die Krankheit niederzwingen müsse, so erstarkte Schillers Glaube, dass ihm die Vorsehung noch eine längere „Frist" bewilligen würde.

Am 25. April, 13 Tage vor seinem Tode, schreibt Schiller an seinen lieben Körner:

„Die bessere Jahreszeit lässt sich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Mut und Stimmung;

aber ich werde Mühe haben, die harten Stösse seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, dass doch etwas davon zurückbleibt. Die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so wie im dreissigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushält."

„Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf!" Sie war aber eine trügerische.

Gott erhörte das Gebet, welches sich in der Nacht vor seinem Tode Schillers Lippen entrang: „Komme Du von oben herab und bewahre mich vor langem Leiden!"

In vollster Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit wurde er abberufen, ohne das Gefühl der Ohnmacht empfinden, ohne sagen zu müssen, wenn unheilbare Krankheit ihn lange zur Untätigkeit verurteilt hätte:

„Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr!"

Ehe die Sonne des 9. Mai zu Rüste ging, streifte der starke Geist seine irdische Hülle ab „und schwang sich aufwärts zu des Himmels Höhen."

Wohl hat Schiller gesagt: „Der Tod kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines ist!" Wie gern aber wäre der zärtliche Gatte, der sorgsame Vater diesem „Übel" entronnen um seiner Lotte, seiner Kinder willen!

Nicht nur seiner Familie war Schiller entrissen, — nicht nur die grosse Zahl seiner Freunde beweinte ihn, — die ganze Menschheit hatte ihn verloren.

„Er war so reich, der ganze Weltkreis hatte
In seinem weiten Busen Raum!"

Wie aber sah es in Lottens Herzen aus? Woher nahm sie die Kraft, einen solchen Verlust zu tragen?

Im Hinblick auf ihre Kinder, die sie im Sinne des Verklärten zu erziehen sich gelobte, erstarkte sie,



Schillers Wohn- und Sterbehaus in Weimar.

nachdem sie die erste Zeit gänzlicher Trostlosigkeit, grenzenlosester Verzweiflung überstanden hatte.

Es war Schillers Gattin ein Bedürfnis, ihrem Schmerz Worte zu verleihen und zu teuern Angehörigen und Freunden von dem zu sprechen, der ihres Lebens Inhalt war. Lottens Briefe sind den köstlichsten Perlen vergleichbar und gehören zu den schönsten Nekrologen, welche des edlen Sängers Tod beklagen.

In dem Briefe an Schillers Schwester Christophine findet Lottens Witwenleid in nachstehenden Worten Ausdruck:

> „Ach, es ist schrecklich, dass der erste Mensch, den ich sterben sehen musste, dieser Einzige war, der mir die ganze Welt war.“

Die einem Schreiben an ihre Schwägerin Luise entnommenen, tief ergreifenden Worte, welche Lottens unendliche Liebe, ihren heissen Schmerz, aber auch Schillers hohen Wert und seine Ausnahme-Natur veranschaulichen, lauten:

> „Dieses Wesen, das vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder so erscheint, muss auch einzig geliebt sein.“

„Ich weiss nicht, wie ich leben kann,“ — schreibt Lotte an Fritz von Stein, — „wie ich leben werde!“

> „Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
> Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen!“

„Einen solchen Menschen,“ — fährt sie fort, — „kann man nicht genug beweinen, sein Andenken nicht heilig genug bewahren. Er lebt uns, auch da er von uns ist. Seine Stimme, sein Geist erscheint uns in seinen Werken.“

— — — — — — — — — — — —

„Auch ein Klaglied zu sein im Mund der
Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine nur geht klanglos zum
Orkus hinab!“

So sang einst Schiller in seiner „Nänie“ betitelten Dichtung.

Rührend und erhebend zugleich ist die Beileidsbezeugung von seiten Minna Körners, die in Schiller ihres Gatten teuersten Freund, den brüderlichen Freund ihrer Familie verloren hatte. Sie schreibt:

„Wir empfinden mit Dir all das unendlich Grosse, was uns entrissen wurde! Wir weinen um Dich, um uns, dass das Höchste des Lebens für uns verloren ist. Du geliebteste, treue Freundin, Gattin des edelsten Menschen, suche Dich aufrecht zu erhalten für Deine Kinder in Deinem endlosen Schmerz! Was hast Du, was die Welt, was seine Freunde verloren! Welche Schätze seines unendlichen Geistes schlafen nun den ewigen Schlaf!“

Gleichviel in welcher Form sich der Schmerz um Schillers Heimgang offenbarte, ob Freundesherzen ihn beweinten oder fürstliche Personen seinen Verlust beklagten, immer mischte sich in jede echte und berechtigte Trauer wie eine Erlösung von unendlichem Weh Goethes wunderbar tröstendes Wort:

„Ich besass es doch einmal,
Was so köstlich ist!“

— — — — — — — — — — — —

An das bereits erwähnte Schillerwort:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten!“

möge sich der Bericht über die Äusserung des Schmerzes unserer Königin Luise anschliessen, die zu den „Besten“ aller Zeiten gehört und es oft genug ausgesprochen hat, dass ihr Lieblingsdichter nicht nur

seiner Zeit, sondern allen Zeiten als Vorbild dienen könne und müsse.

Kaum hatte die Königin die Trauerbotschaft von Schillers Heimgang vernommen, so gab sie ihrem Leibarzt, Dr. Hufeland, den Auftrag, sogleich an Schillers Gattin den Ausdruck ihres wahrsten Mitgefühls und ihrer schmerzlichsten Trauer um den so früh Verklärten gelangen zu lassen.



Charlotte von Schiller, geb. von Lengefeld.

Der Inhalt des von der Königin inspirierten Briefes ist folgender:

„Mit tiefer Wehmut schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wieviel haben Sie, wieviel haben wir verloren! Wie verwaist kommt mir der bessere Teil der Menschheit vor! Ein guter Genius ist von ihr gewichen!

Wenn etwas trösten kann, so ist es gewiss der Gedanke, dass so viele Tausende mit Ihnen um ihn weinen und dass sein Andenken in den Herzen so vieler Tausender fortlebt und sein Geist unter uns bleibt. Die Königin, die unbeschreiblich von diesem Verluste gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Teilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche, etwas zu Ihrer Tröstung und Aufheiterung beitragen zu können.

Hatte nicht der Verewigte den Plan, einen seiner Söhne dem Kriegsdienste zu widmen? Wäre dies, so würde sich jetzt die beste Gelegenheit dazu darbieten, und ich würde Sie bitten, mir nur ein Wort darüber zu schreiben. Gott erhalte Ihre Gesundheit zum Trost Ihrer Kinder und zur Freude Ihrer Freunde."

Friedrich Wilhelm III. aber veranlasste sofort die Aufführung von Schillers Dramen in den königlichen Theatern und bestimmte, dass der Erlös den Hinterbliebenen zugestellt werde.

Auch andere fürstliche Persönlichkeiten empfanden ähnlichen Schmerz wie Preussens Königin Luise, als die Trauerkunde zu ihnen drang, zumeist solche, die nicht nur durch das Band der Sympathie, sondern auch durch Blutsverwandtschaft der Königin nahe standen.

Der Grossherzogin Luise von Weimar und der Erbgrossherzogin Maria Paulowna war durch Schillers Heimgang ein tiefgehender Schmerz bereitet. Hatte er ihnen doch geistig nahe gestanden wie ein Bruder und wurde von diesen beiden edlen Frauen deshalb auch beweint, „als ob sie einen Bruder verloren hätten." So drückten sie selbst ihr Empfinden aus.

Ihr Zartgefühl gestattete es nicht, sofort in das verödete Haus zu gehen; sie liessen Lotte Zeit, wenigstens äusserlich ihre Trauer beherrschen zu lernen.

„Oft erlischt dem Guten zu früh die Fackel
des Lebens,
Dass ihm früher der Kranz ew'ger Belohnungen blüh'!"

Aus solchen Betrachtungen suchte die Grossherzogin Trost und Beruhigung zu schöpfen.

Welche echte Anteilnahme sprach sich in dem von Maria Paulowna gleich nach dem Tode des hochverehrten Mannes verfassten Beileidschreiben aus!

„Verehrte Frau! Ich bin gestern an Ihrer Tür vorbeigegangen, aber ich bin nicht hineingetreten; ich fühlte, dass meine Gegenwart Sie erregt hätte. Aber lassen Sie mich Ihnen wenigstens meine herzliche Teilnahme aussprechen bei dem Verluste, der uns alle in Trauer versetzt, und lassen Sie mich diesen Augenblick wählen, nicht um Sie zu trösten — es wäre vergebens —, aber um Ihnen von denen zu sprechen, auf die sich jetzt Ihre ganze Liebe richtet. Ihre Kinder leben, verehrte Frau, und mehr als jemals bedürfen sie jetzt Ihrer. Wollen Sie mir die Bitte gewähren, dass ich für sie sorgen darf in dem Sinne, wie Sie selbst es bestimmen wollen? Es wird mir eine hohe Freude sein, wenn Sie mir die Sorge für ein so kostbares Gut übertragen wollen, und wenn ich Ihnen dadurch die herzlichen Gefühle bezeugen kann, die ich gegen Sie hege und die ich Ihrem Gemahl stets bewahren werde. Verzeihen Sie mir, dass ich dies an Sie schreibe; aber es ist mir ein dringendes Bedürfnis, zu wissen, dass Sie mich wählen,

wenn Sie jemand in der Folge Ihr Vertrauen schenken wollen, und ich möchte es nicht aufschieben, Ihnen meinen Wunsch mitzuteilen. Maria."

Erst vor einem halben Jahre hatte Schiller der jungen Fürstin durch die in der „Huldigung der Künste" enthaltenen Verse:

„Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande!"

Tränen der Rührung entlockt; jetzt flossen Tränen der Wehmut um den so früh Vollendeten, den ihre grosse Seele in so kurzer Zeit ausserordentlich schnell hochschätzen und verehren gelernt hatte.

Schillers Andenken wurde von dieser Fürstin für alle Zeit in Ehren gehalten. Oftmals erinnerte sie sich der lieblichen und inhaltlich so bedeutenden Dichtung, welche Schiller zu ihrem Empfange in Weimar verfasst hatte. Karoline von Wolzogen gibt darüber folgende Auskunft:

„Der reine, würdige Herzenston, welcher aus der „Huldigung der Künste" spricht, ergriff das jugendliche Gemüt, dem sie geweiht war. Es ist wohl die schönste Frucht eines Dichterwerkes, wenn der Geist desselben in das Leben übergeht. Dies erkannte ich mit Rührung und Freude in einem Worte, das jene edle Frau nach Jahren, als regierende Grossherzogin, an mich richtete. Als ich mit Wohlgefallen ihrer Zustimmung erwähnte zu Einschränkungen, die der Grossherzog nötig befunden, da sie doch des Grossen von Kindheit an gewöhnt gewesen sei, sprach sie: „Oft gedenke ich der Zeilen Schillers in der mir gewidmeten Dichtung:

„Wisset, ein erhab'ner Sinn
Legt das Grosse in das Leben,
Und er sucht es nicht darin!" "

Maria Paulowna liess ihre Wertschätzung und Vorliebe für Schiller auf seine Gattin und seine Kinder übergehen, so dass Schillers Schwester Christophine im Jahre 1806 an Lotte schreiben konnte:

„Die Grossfürstin kann Dir durch nichts ersetzt werden. Sie ist wie ein Schutzengel, den Gott uns gegen so manches Übel auf die Welt gesendet hat. Wenn ich sie nur auch noch sehen dürfte, sie, die so viel für die lieben Meinigen tut."

Maria Paulowna, die Mutter unserer ersten deutschen Kaiserin, die bekanntlich eine Weimaranerin war, wurde die Schwiegermutter Kaiser Wilhelms I., des vielgeliebten Sohnes der Königin Luise, deren Schillerverehrung sich auch auf ihre Kinder vererbte.

Es mag hier schon erwähnt werden, dass Prinz Wilhelm und sein älterer Bruder, der Kronprinz, auf Anordnung ihrer Mutter am 9. Mai des Jahres 1806, als die erste Jahresfeier zum Gedächtnis Schillers in Berlin stattfand, den Söhnen des Dichters goldene Denkmünzen übersandten.

Diese zarte Aufmerksamkeit erhielt durch das nachstehende, von Delbrück, dem Erzieher der Prinzen, verfasste Begleitschreiben erhöhten Wert:

„Beide königliche Prinzen erinnern sich lebhaft und gerührt der persönlichen Bekanntschaft mit dem Verewigten, dessen Gedächtnis wir morgen feiern werden, und zwar mit Teilnehmung seiner beiden Söhne, welche die Prinzen vor zwei Jahren oftmals sahen."

Innige und wahrhafte Trauer über Schillers Tod empfand auch das schwärmerisch veranlagte Gemüt eines andern Verwandten der Königin, des späteren Königs Ludwig I. von Bayern. Er war ein Idealist in des Wortes schönster Bedeutung, die Personifikation

des Schillerschen Ausspruches: „Enthusiasmus bleibe stets unsere erste treibende Gewalt!“

Wenn Karoline von Wolzogen erzählt, dass Schiller in seinem Gartenhause zu Jena den Besuch des bayrischen Kronprinzen empfing, so muss diese Mitteilung als ein Irrtum angesehen werden, da des Königs Briefe und Dichtungen das Gegenteil beweisen. Jedenfalls war



Ernst von Schiller im 35. Lebensjahre,
gemalt 1831 von W. Bracht.

der Dichter von Hause fern, als der Kronprinz ihn in Jena besuchen wollte. Richtig und ehrenvoll aber für beide Teile ist alles, was Schillers Schwägerin sonst über das Verhältnis des Königs zu unserm Dichter kundgibt:

„Der hohe, edle Geist des königlichen Jünglings erfreute Schiller innig; er ahnte, was er für Deutsch-

land, für Wissenschaft und Kunst werden würde; ein Band des Anteils und der Liebe knüpfte den Fürsten an den Dichter und entlockte der Harfe des Königs über dem Grabe des letztern rührende Töne eines geistigen, treuen Andenkens.“

Der aus dem Jahre 1855 — also fünfzig Jahre nach dem Tode Schillers — von Ludwig I. in Rom verfasste Klagegesang finde hier eine Stelle:

„Schon ein halbes Jahrhundert verging uns, seit ich vernommen,
Schiller, hier Deinen Tod, schmerzlich ergriffen davon,
In dem einzigen Rom, der Du ein Einziger gleichfalls;
Was wir besessen an Dir, geben Jahrtausende nicht.
Hätte so gern Dich, Trefflichsten aller, von Sorgen befreiet,
Möglich gemacht, dass Du hättest im ewigen Rom
Jahre verweilen können. Mir war dies Glück nicht vergönnt.
Keiner hätt' Rom so gefühlt, keiner es so uns beseelt.
Nie vermögen wir mehr, Dich, Nie-Erreichter, zu sehen;
Doch nicht gestorben bist Du; sterben kannst niemals Du uns.
Ja, Du lebest in ewiger Jugend, begeisterst, veredelst,
Von Geschlecht zu Geschlecht, bis an das Ende der Zeit!“

. . . .

Einen andern Beweis dafür, wie tiefgehend die Verehrung des königlichen Dichters für Schiller war, liefert der folgende, an Charlotte gerichtete Brief:

„Nicht Sie allein trauern um Schiller, — viele Tausende betrauerten ihn, betrauern ihn noch. Nicht Ihnen war er nur, er gehörte seinem ganzen deutschen Volke, dessen Ruhm der Edle erhöhte. Seine persönliche Bekanntschaft zu machen, war ein sehnsuchtsvoller Wunsch von mir, leider blieb es nur Wunsch; doch die Werke seiner grossen, reinen Seele begleiteten mich auf allen meinen Reisen, Nahrung für Herz und Geist. Wie so oft, aus dem Menschengewühle flüchtend, gaben sie Befriedigung meiner Sehnsucht.“

Dieselbe Begeisterung spricht sich in dem von Ludwig I. verfassten Distichon aus:

„Morgens, eh' ich beginne den Kreislauf meiner Geschäfte,
Les' ich in Schiller sogleich, dass mich's erhebe am Tag.“

Auf ein so tief empfindendes, Schiller so unbeschränkte Verehrung entgegenbringendes Herz musste sein Heimgang wirken wie ein Sturmwind, dem alle Blüten der Poesie zum Opfer fielen!

Wie echt und ausdauernd des Königs Liebe zu Schiller war, ersieht man daraus, dass er bei dem einzigen, im Jahre 1836 geborenen Sohne von Schillers jüngster Tochter Emilie, Freifrau von Gleichen-Russwurm, ein Patenamt übernahm und auf den im Jahre 1901 zu den Vätern versammelten Schillerenkel seinen eigenen Namen übertrug.

Dieselbe hohe Verehrung, welche König Ludwig unserm „königlichen“ Schiller, wie Felix Dahn ihn nennt, widmete, empfand er bis zu seinem Lebensende für seine holdselige Cousine, Preussens Königin Luise.

Uns aber ist diese Doppelneigung des bayrischen Königs durchaus verständlich und findet ihre Erklärung in Schillers Worten:

„Und das Gleiche nur ist’s, was an das Gleiche
sich reiht!“*)

— — — — — — — — — — — — —

Das hohe Ansehen, die unbegrenzte Verehrung unseres Dichterfürsten, durch ein Jahrhundert gepflegt, wird am 9. Mai allüberall, wo Deutsche wohnen, und auch bei fremden Nationen mit elementarer Kraft in die Erscheinung treten und auch die kühlsten, passivsten Naturen mit fortreissen.

Schillers 100jähriger Todestag wird nicht ein Tag der Trauer sein, — vielmehr ein Tag reinster Freude. Millionen werden im Geiste nach Weimar pilgern und die durch unsern Dichter geweihten Stätten aufsuchen — nicht in dem schwermutsvollen Gedanken, dass er uns an jenem Maitage gestorben ist, sondern mit dem freudigen Bewusstsein, dass Schiller unsterblich ist und in unvergänglichem Glanze, „in ewiger Jugend“ bei uns weilt.

„Doch wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt verjüngt, verkläret
Der Sänger in der neuen Zeit.
Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur!
Die Vorwelt, die ihn tot gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur!“

— — — — — — — — — —

Wenn den Manen des „heiligen Mannes“ — eine von Friedrich Hebbel herrührende Bezeichnung Schillers — bei der Säkularfeier am 9. Mai die wohlverdienten Huldigungen in so reichem Masse dargebracht werden, geziemt es sich, auch der letzten noch lebenden Trägerin seines berühmten Namens, der edlen Freifrau Mathilde von Schiller, sowie des einzigen direkten Nachkommen

*) Schiller: „Der Spaziergang“.

unseres Dichters, des Reichsfreiherrn Alexander Schiller von Gleichen-Russwurm, und seiner Gemahlin Sophie, geb. Freiin von Thienen-Adlerflycht, zu gedenken. Die Traditionen des Hauses hochzuhalten, wird von den würdigen Repräsentanten der Familie als vornehmste Herzenspflicht angesehen, ohne dass dadurch ihre Individualität beeinträchtigt würde.

Derselben Geistesrichtung angehörend, wie sein grosser Ahnherr, ist Schillers Urenkel nicht nur ein Hüter, sondern auch ein Mehrer des uns von diesem hinterlassenen reichen Besitzes. Auch auf ihn findet des Dichters Wort Anwendung:

„Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süssen Mund Apoll!"

Es scheint daher angemessen, dieses dem Andenken des Urahns gewidmete Erinnerungsblatt durch einen stimmungsvollen Ausspruch des Urenkels zu schliessen, welcher in einem seiner Werke die besonders auf Schiller und sein Wirken passenden Worte geprägt hat:

„Es ist das Wunderbare an dem Schaffen eines Grossen, dass die belebende Kraft darin mit dem Wandel der Zeiten nicht versagt, sondern immer stärker und mächtiger wird!"



Schillers Begräbnisstätte in der Fürstengruft zu Weimar.

IV.

Aphoristisches.

„Ich liebe Ideale und lebe gern in Idealen. Man schafft sich da eine Welt, wie man sie gern hätte, aber es sind Träumereien, und wenn man erwacht, ist alles ganz anders. Und doch will und begehrt unser sittliches Gefühl und Gewissen das Vollkommene und ganz Reine.“ **Königin Luise.**

In einem solchen Bekenntnis liegt die Erklärung dafür, dass es nur Schiller und nicht ein anderer Dichter sein konnte, dem die Königin vor allen anderen den Vorzug gab.

Die hohe Frau begnügte sich nicht damit, täglich längere oder kürzere Zeit in Schillers Werken zu „blättern“, — sie las vielmehr die Stellen, von denen ihre Seele aufs tiefste berührt wurde, so oft, bis sich dieselben ihrem Gedächtnis eingeprägt hatten und zu ihrem geistigen Eigentume geworden waren.

Sowohl im Gespräch, als auch in ihren Briefen bediente sich die Königin sehr häufig eines Schillerwortes, besonders wenn sie ihren Empfindungen bei wichtigen Anlässen grösseren Nachdruck verleihen wollte. Sie betätigte dadurch ihre Gesinnung, welche in einem an ihren Vater gerichteten Briefe in folgenden Worten Ausdruck fand: „Es gehörte von jeher zu meiner Natur, in hohen Vorbildern zu leben.“ Den Ausspruch Leonorens in Goethes „Tasso“:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Dass ich verstehen kann, wie sie es meinen!“

hat die Königin oftmals auf sich selbst angewandt.

Als Königin Luise einstmals ihrem heissgeliebten Bruder Georg einen Bericht über ihre Lektüre sandte, wie sie es öfter zu tun pflegte, wurde erwähnt, dass sie von der Geschichte Karls V. — wohl angeregt durch Schillers „Don Carlos" — ausserordentlich gefesselt werde und dass sie sich eingehend damit beschäftige.

Um aber gleichzeitig ihre Ansicht über den segensvollen Einfluss der Arbeit, der Beschäftigung, welche ihr auch die schwersten Stunden des Lebens erleichterte, zu veranschaulichen, setzte die Königin unter ihre eigenen Worte: „Und las und las, dass mir Hören und Sehen verging!" die Schlussstrophe der Schillerschen Dichtung: „Die Ideale."

„Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,*)
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der grossen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Untätigkeit erschien der Königin gleichbedeutend mit Lasterhaftigkeit. Sie fühlte sich, wie es in einem Briefe an ihren alten Freund, Kriegsrat Scheffner, heisst, „hingerissen zu der Lebensaufgabe, sich in ernstester Beschäftigung mit klarem Bewusstsein zur innern Harmonie zu bilden".

Auch von Schiller wissen wir, dass er in rastloser Arbeit Genügen und Glück fand. Kaum hatte er eines seiner grossen Werke vollendet, so war er nicht eher befriedigt, als bis er einen neuen Stoff zur Bearbeitung erwählt hatte. Gleich nach Vollendung des „Wallenstein", dieses gewaltigen Werkes, das seine Kräfte nahezu erschöpft hatte, sehnte sich Schiller

*) Die Königin schrieb: „veraltet".

nach neuer Arbeit, ohne welche es ihm vorkam, „als ob er im luftleeren Raume hinge". Kaum war der letzte Federstrich an seinem „Wilhelm Tell" gemacht, als Schiller bereits wieder in den Kalender schrieb: „Habe mich zum „Demetrius" entschlossen." Diese Notiz aus dem Jahre 1804 trägt das Datum des 10. März, des Geburtstages der Königin Luise.

„Anhaltend selbsttätige Beschäftigung," sagt Wilhelm von Humboldt, welcher zu Schillers intimsten Freunden gehörte, „verliess ihn fast nie und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Übels." Als sich bald nach einer schweren Erkrankung wieder die Arbeitslust regte und Schiller neue Projekte entwarf, schrieb Wilhelm von Humboldt an den Freund: „Für Sie braucht man nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiss."

* *
*

In einem Briefe vom 1. April des Jahres 1802 gedenkt Königin Luise ihrer Kinder und schreibt die Worte nieder: „Dass es meinen Kindern gut geht, macht mich glücklich. Möge ihre Tugend mir eines Tages gleiche Gefühle erregen." Eine andere Briefstelle, aus der Zeit herrührend, als die Königin schon den Wechsel des Glückes kennen gelernt hatte, lautet: „Glaube an uns, denn wir glauben an Gott und die Tugend. In ihr lebt und fühlt der edle Mensch, und so erhält er sich Friede in seiner Brust, wenn des Schicksals Stürme krachen, wenn Königreiche untergehen, wenn das Laster siegt." Dasselbe an ihren Bruder Georg gerichtete Schreiben enthält noch folgende, dem kindlichsten Herzen entstammende Bitte: „Küsse der guten Grossmama die Hände, die mich segnen, die mich die Tugend lieben lehrte. Gott segne sie dafür! Es ist kein leeres Wort!"

Von tiefer Bedeutung sind die Worte, welche die Königin im Jahre 1807 aus Memel an den Propst Hanstein schrieb: „Wir dürfen hoffen, den Verlust an

Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen."

Ein Jahr später erhielt Prinz Karl von Mecklenburg, Königin Luisens Vater, einen Brief von seiner Tochter, in welchem sich folgende Worte finden: „Gewiss wird es besser werden: das verbürgt der Glauben an das vollkommenste Wesen."

Unzweifelhaft wurde die Königin von Schillers Gedicht „Die Worte des Glaubens" beeinflusst, als sie jene Briefe verfasste.

Zum Vergleich sollen die betreffenden Strophen angeführt werden:

„Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche schwanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist."

* * *

Der Ausruf, welchen Schiller der unglücklichen Schottenkönigin, Maria Stuart, in den Mund legt: „Ich bin viel gehasset worden, doch auch viel geliebt!" wird gelegentlich von der Königin in einer Variante citiert.

Am 28. Mai des Jahres 1807 schreibt die Königin aus Königsberg an ihren Bruder:

„Bester George! Es lässt sich wahrhaftig nicht beschreiben, was ich bei dem Durchlesen Deiner Briefe empfand. Tausend Tränen flossen Deiner zärtlichen Anhänglichkeit, Deiner Treue gegen mich

und uns und den tausend Beweisen der Liebe, die man für mich hat. Mein Herz rief unaufhörlich bei jeder Stelle der Art: „O, wie süss, so geliebt zu werden," — wie die unglückliche Maria fühlte ich: „Ich werde viel geliebt."

Wenige Wochen später — am 17. Juni — bediente sich die Königin in einem an ihren teuern Vater gerichteten Briefe gleichfalls eines an „Maria Stuart" erinnernden Satzes: „Wenn man so geliebt wird, kann man nie ganz unglücklich sein!"

Dasselbe Drama Schillers wird von der Königin nochmals in einer brieflichen Mitteilung zu einem Vergleich herangezogen. Diesmal aber identifiziert sich die vielgeprüfte Frau nicht selbst mit Maria Stuart, sondern sie will Napoleon charakterisieren, indem sie die von der Schottenkönigin bei dem Anblick der gehassten Elisabeth ausgesprochenen Worte frei wiedergibt: „Aus diesen Zügen spricht kein Herz!"

Der Brief, welcher diesen Ausspruch enthält, ist in Memel an ihren in Tilsit weilenden Gemahl geschrieben, und zwar am 29. Juni des Jahres 1807 — nach seiner Begegnung mit Napoleon.

Während das ganze Schreiben in französischer Sprache abgefasst ist, hat die Königin für das angegebene Citat die Muttersprache gewählt, was meistens geschah, wenn sie intensiv Empfundenes in Worte kleidete. Die betreffende Briefstelle lautet:

„Je n'ai rien vu qui ressemble à cet indigne, infame assassin. Je suis sûre que vous avez senti vivement, si même vous ne l'avez pas dit ce que dit Marie Stuart: „In dieser Brust wohnt kein Herz!"

Eine ähnliche Abneigung gegen den rücksichtslosen Korsen empfand auch Schiller. Dieses Gefühl konnte natürlich nur teilweise derselben Quelle entspringen wie bei unserer Königin, die persönlich tief

verletzt war. Aber die Liebe zum deutschen Vaterlande, die sittliche Entrüstung über die masslose Frechheit des Usurpators löste sowohl bei der Königin, als auch bei Schiller dieselbe Abneigung aus.

Wäre es möglich, dass der Dichter der „Jungfrau von Orléans", des „Wallenstein" und des „Tell", dieser beredten Zeugen glühendster Vaterlandsliebe, hätte gleichgültig bleiben können angesichts der Schmach, die seiner Nation und dem Königshause angetan wurde?

Die dem Herzoge von Friedland geltenden Bezeichnungen:

— — — „Der Länder Geissel,
— — — — — — — —
Des Glückes abenteuerlicher (n) Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg!"

können als Anspielungen auf Napoleon gelten, und für die Schlussworte des Reiterliedes aus „Wallensteins Lager":

„Es sitzt keine Krone so fest und so hoch,
Der mutige Springer erreichet sie doch!"

hat aller Wahrscheinlichkeit nach Bonaparte unserm Dichter als Vorbild gedient.

Niemals darf es vergessen werden, dass vielen Menschen erst durch die patriotischen Dichtungen Schillers das Verständnis ihrer Zeit erschlossen worden ist und dass er in hervorragendster Weise — nicht durch Eisen und Blut, wie Scharnhorst, Blücher und andere Helden —, sondern durch die Macht seines Wortes mitgeholfen hat, „das Volk der Denker und Träumer" in ein Volk der Tat umzuwandeln.

Die Worte Dunois' in der „Jungfrau von Orléans":

„Für seinen König muss das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt!"

ebenso Königin Elisabeths Ausspruch im „Don Carlos":

„Uns alle zieht das Herz zum Vaterland!"

hat Schiller nicht vergebens gesprochen und der Nation

fest ins Herz geprägt, dass „das teuerste der Bande der Trieb zum Vaterlande ist".

„Das Mass der von dem korsischen Eroberer gebotenen Schmach war voll," — so heisst es in einer Biographie der Königin Luise im Hinblick auf das Jahr 1806 — „und der König durfte jetzt im Gefühl seiner Würde und der Ehre des Vaterlandes nicht länger zaudern. Und wie der König, so fühlte auch sein Volk. Bei allen sich darbietenden Gelegenheiten gab sich diese Stimmung dem Königspaare zu erkennen. Schillers „Jungfrau von Orléans" war damals im königlichen Schauspielhause neu. Das Publikum deutete alle in dem französischen Stoffe hervortretenden Gedanken und Empfindungen auf Preussen und die gegenwärtige Lage. Die patriotische Begeisterung des lothringischen Hirtenmädchens lieferte für die preussische Hauptstadt die politischen Schlagworte."

Schiller hatte oftmals Gelegenheit, selbst in seiner nächsten Umgebung zu hören, dass dem Genie Bonapartes grosse Anerkennung, seinen Ruhmestaten grosser Beifall gezollt wurde.

Um seine Meinung gefragt, bemerkte er zu seiner Schwägerin: „Wenn ich mich nur für ihn interessieren könnte! Aber ich vermag es nicht. Dieser Charakter ist mir durchaus zuwider; keine einzige heitere (d. h. gemütvolle) Äusserung vernimmt man von ihm!"

* * *

Die königliche Dulderin begründete ihre Hoffnung auf Befreiung vom harten Joch Napoleons, indem sie auf „Wilhelm Tell" und „Die Jungfrau von Orléans" hinwies. Als im Jahre 1809 die Kunde von den Erhebungen in Tirol und in Spanien zu ihr gelangte, schrieb sie an ihre vertraute Freundin, Frau v. Berg:

„Haben Sie schon gehört? Der König hat befohlen, dass in den Kirchen Gedächtnistafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt

werden, zur Ehre der Toten, zur Auszeichnung der Lebenden und zur Nacheiferung der anderen! Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geissel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tirol schon gezündet?!"

„Auf den Bergen ist Freiheit!"

Klingt diese Stelle (aus Schillers „Braut von Messina"), die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat?! Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat! Ein Kind an Gemüt, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt! Ganz wie in Spanien! Gott! Wenn die Zeit der „Jungfrau" wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind, doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orléans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen!

Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum musste er sterben? Ob der Dichter des „Tell" auch verblendet worden, wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen?!*) Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle (aus der „Jungfrau von Orléans"): **„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre!"** Kann

*) Johannes von Müller, Verfasser der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, Historiograph des Hohenzollernschen Hauses, sollte 1804 Geschichtslehrer des Kronprinzen werden. Müller trat später in französische Dienste.

diese Stelle trügen? **Und ich kann noch fragen, warum er sterben musste? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!"**

* *
*

Von unverkennbarem Einfluss auf die Form, welche Königin Luise in einem Briefe an Frau von Berg zum Ausdruck ihres Herzenswunsches wählte, ist „Die Braut von Messina" gewesen. Die Worte der Königin lauten:

„Ich beklage mich nicht, dass meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohle der Menschheit beitragen werden!"

An einer anderen Stelle sagt die Königin:

„Ich wünsche nur, dass die Nachwelt sagen möge: sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben!"

Wer vermag solche Worte zu vernehmen, ohne dabei der Heldengestalt Kaiser Wilhelms I., welcher die Erfüllung dieses mütterlichen Wunsches verkörpert, zu gedenken!

Jedem Kenner der „Braut von Messina" aber wird die Stelle des Chors einfallen, welche auf Isabella, die Fürstin Mutter, Bezug hat:

„Freudig sieht sie aus ihrem Schoss
Einen blühenden Baum sich erheben,
Der sich ewig sprossend erneut.
Denn sie hat ein Geschlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne
Und den Namen geben der rollenden Zeit!"

* *
*

Während ihres Aufenthalts in Königsberg — im Jahre 1808 — las die Königin Schillers Übersetzungen von Virgils „Äneide": „Die Zerstörung von Troja" und „Dido", — zu einer Zeit, in der des Dichters



Königin Luise, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Wilhelm,
gemalt von Steffeck.

Worte in bezug auf die karthagische Fürstin leider auch auf unsere Königin anwendbar waren:

— — — — „Es entfloh der Friede,
Der gold'ne Schlaf von ihrem Augenlide."

Das wechselvolle Geschick der Völker, die einst in hoher Blüte standen und dann untergingen, erregte das Interesse der Königin besonders jetzt, da ihr geliebtes Volk schwer bedrückt, Preussens Fürstenthron arg ins Wanken geraten war. Den Schillerschen Versen:

„Der Griechen Fürsten, aufgerieben
Vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben"

entnahm die Königin den vielleicht tröstlichen Gedanken, dass nicht ihr Volk allein diese harte Prüfung durchzumachen habe, dass es vielmehr ein Geschick sei, dem alle Nationen unterworfen sind.

In solcher, durch die Notlage bedingten und durch die Lektüre hervorgerufenen Stimmung schrieb die Königin an den Kriegsrat Scheffner:

„Recht schade, dass die schöne Griechenwelt und die kräftige Römerwelt nicht hat dauern können! Die Zeit des Abfalls und ihre Niedrigkeit hat mich wahrhaft ergriffen, weil leider die jetzige ihr sehr gleicht."

Dieser Brief wurde in dem auf den Hufen gelegenen Hippelschen Garten geschrieben, welcher sich zu einem buon retiro für müde Seelen vortrefflich eignete.

In dieser Weltabgeschiedenheit hat die hohe Frau wahrscheinlich auch Schillers wundervolle Dichtung: „Die Götter Griechenlands" gelesen und mag manchmal die ihrer damaligen Lage entsprechende Strophe citiert haben:

„Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.

Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück!“

* * *

Im innersten Herzen fühlt man sich berührt durch gleichlautende oder doch sehr ähnliche Äusserungen Schillers und der Königin Luise.

Erwähnt sei hier der Brief, welchen die königliche Frau an den Kriegsrat Scheffner schrieb, nachdem dieser ihr mitgeteilt, dass Elise von der Recke sie ihrer unwandelbaren Liebe hatte versichern lassen.

„Das Andenken edler Menschen,“ so schreibt die Königin, „ist mir immer von grossem Wert gewesen, doch jetzt, da ich im Unglück bin, wenn da gute, edle Menschen mir sagen und beweisen, dass sie mich lieben, macht es einen so wohltätigen, tröstenden Eindruck auf mich.“

Als Parallele diene ein von Schiller an seine mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, gerichtetes Schreiben aus dem Jahre 1784, also auch aus einer Zeit, in der unser Dichter oft empfinden musste, dass „Leben und Kampf“ identische Begriffe sind. Um so erkenntlicher war auch sein Herz für jede ihm erwiesene Freundlichkeit. Sein Gefühl bei Empfang einer aus echtester Begeisterung hervorgegangenen liebevollen und zarten Spende seines späteren Freundes Körner und der Seinen schildert der Dichter mit folgenden, aus Dankbarkeit und Enthusiasmus hervorgegangenen Worten:

„So kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen

— durch nichts, als die blosse, reinste Achtung hervorgebracht — aus keinem andern Grunde, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoss, erkenntlich zu sein, — ein solches Geschenk ist mir grössere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige, süsse Entschädigung für tausend trübe Minuten. — Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, dass in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich lieben und sich freuten, mich zu kennen, dass vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung zollt, — dann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

* *
*

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Vorstehendes Bibelwort findet sich sowohl in einem Schreiben der Königin Luise, als auch in einem Schillerschen Briefe.

Wie das Rauschen der Fittiche des Todesengels klingt es aus den Zeilen, die unsere Königin im Jahre 1809 an ihren Vater schrieb nach der Rückkehr aus Petersburg, woselbst das Königspaar sechs Wochen lang am russischen Hofe geweilt, die wohltuendste Gastfreundschaft genossen hatte und durch Veranstaltung der glänzendsten Festlichkeiten ausgezeichnet worden war.

„Ich bin gekommen, wie ich gegangen!" schreibt die in ihr Schicksal ergebene königliche Dulderin. „Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!""

Schon ein kurzes Jahr danach erfüllte sich diese Vorahnung: „Preussens schöne Königsrose wurde vom Sturm gebrochen.“

Für Schiller war der Anlass, die erhabenen Worte unseres Heilandes auf sich zu beziehen und niederzuschreiben, zwar ein freudiger: dennoch aber liest man zwischen den Zeilen eine gewisse Resignation. Trotz der aussergewöhnlichen Ehrungen, die ihm gerade auch von Fürsten zu teil geworden, verliess unsern Dichter wohl nie die Empfindung: „Alles ist eitel!“ Als der Schwedenkönig Gustav IV. gelegentlich einer Reise im Jahre 1803 nach Weimar kam, liess er sich den Dichter vorstellen, drückte ihm seine grösste Anerkennung über „Die Geschichte des dreissigjährigen Krieges“ aus und überreichte ihm einen Brillantring.

Schiller berichtete dieses Ereignis an seinen Schwager Wolzogen und schloss mit den Worten:

> „Wir Poeten sind selten so glücklich, dass die Könige uns lesen, und noch seltener geschieht es, dass sich ihre Diamanten zu uns verirren: „Unser Reich ist nicht von dieser Welt!““

Auch Schillers Erdengang war zu der Zeit, aus welcher dieser Brief stammt, nur noch für ganz kurze Zeit bemessen. Seine Lebensbahn näherte sich jenem Gefilde, von dem er sagt:

> „Droben überm Sternenzelt
> Muss ein lieber Vater wohnen!“

* * *

Wie sehr sich Königin Luise nicht nur für Schiller, sondern auch für seine Familienangehörigen interessierte, zeigt eine kleine Episode, aus der sich gleichzeitig die bezaubernde Liebenswürdigkeit und das für Heiterkeit und Scherz veranlagte Naturell der hohen Frau erkennen lässt.

Zum Verständnis des nachstehenden Briefes sei erwähnt, dass Schillers Schwägerin Karoline einen Roman, „Agnes von Lilien“, verfasst hatte, der grosses

Aufsehen erregte. Die Autorin hatte sich anfänglich in Anonymität gehüllt, und es wurde, wie Schiller erzählt, Goethe als Verfasser genannt. Man behauptete sogar, dass er noch niemals einen Frauencharakter so gut gezeichnet habe, wie den der „Agnes“.

Königin Luise hatte auch diesen Roman gelesen und zollte der ihr bekannten Verfasserin den wärmsten Beifall.

Als Karolinens Gemahl, welcher eine hoch angesehene Stellung am Weimarer Hofe inne hatte, den Herzog Karl August im Jahre 1801 zum Karneval nach Berlin begleiten musste, spielte sich zwischen der Königin und Herrn von Wolzogen die Szene ab, welche Lotte zu folgender Schilderung veranlasst, die sie ihrem in Jena weilenden Gatten zugehen liess:

> „Wolzogen wird erst am 18. März wiederkommen, weil ihn der Herzog darum gebeten. Die Königin Luise hat ihn sehr über die „Agnes“ ausgefragt, und wie er gesagt, er habe den zweiten Teil nicht gelesen, so hat sie ihm ein Exemplar, in Maroquin gebunden, geschenkt und hineingeschrieben: „Dem Gemahl der liebenswürdigen Verfasserin zum ewigen Schimpf und Schande.““

Seitdem ist die „Agnes“ in diesem Zirkel sehr en vogue, und sogar die alte Oberhofmeisterin, Gräfin Voss, hat alle Buchläden durchsuchen lassen nach der „Agnes“.

* *
*

Dass auch Friedrich Wilhelm III. die Neigung seiner Gemahlin für wahrhaft schöne und edle Erzeugnisse auf dem Gebiete der Literatur teilte, ist nicht zu leugnen. Wenn des Königs ernstes Wesen, wie bekannt, mit dem „genialischen Treiben“ des jugendlichen Herzogs Karl August stark kontrastierte, so liess er doch später den Geistesheroen des Weimarer Musenhofes, vorzugsweise aber, angeregt durch die

Königin, ihrem Lieblingsdichter Schiller volle Gerechtigkeit widerfahren.

Wohl äusserte sich der König, ganz im Gegensatze zu seiner Gemahlin, höchst selten über die durch ein Dichterwerk empfangenen Eindrücke, seiner Naturanlage entsprechend; um so mehr ist es hervorzuheben, dass er seine Empfindung bei der ersten Begegnung mit der jugendlichen Prinzessin Luise am besten durch Schillersche Poesie glaubte wiedergeben zu können.

„Schon lange hatten sich die Augen, welche seines Lebens Sterne gewesen, für diese Welt geschlossen, — unverwischbar aber blieb in des Königs Seele die Erinnerung an jenen unvergleichlichen Augenblick.

Bischof Eylert, der Biograph des Königs, teilt uns ein Gespräch mit, welches er einstmals mit Friedrich Wilhelm III. gehabt. Obwohl vorausgesetzt werden muss, dass es fast allgemein bekannt ist, so darf es doch in dem Rahmen dieses Bildes nicht fehlen.

„Als ob die Kerzen im Saale*) plötzlich heller aufgeleuchtet hätten und ein neuer Schein und Glanz in sein Leben gekommen wäre — so hat es ihn urplötzlich überkommen. Eine innere Stimme sagte ihm, dass die Vorsehung Prinzessin Luise von Mecklenburg und ihn füreinander bestimmt habe."

Als in späteren Jahren wieder einmal die Unterhaltung diese Wendung genommen hatte, sagte der König zu Bischof Eylert:

> „Habe mal über diese wunderbare wechselseitige Sympathie, in welcher verwandte Herzen sich gleich beim ersten Blick begegnen und finden, **etwas sehr Schönes in Schillers Schriften gelesen,** wo treffend und wahr bezeichnet ist, wie mir und meiner seligen Luise zu Mute war, als wir uns zum ersten Male sahen, und wie wir uns

*) Die erste Begegnung fand in Frankfurt a. M. statt.

nachher oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes, klares Bewusstsein, was gleichzeitig im Rückblick ihre und meine Augen mit einer Freudenträne netzte. Gott, was alles liegt nun zwischen jenem Augenblick, wo ich sie fand, und diesem, wo ich ihren Verlust beweine! Weiss wohl, solche sympathische Gefühle sind die schönen Blüten der ersten jugendlichen Liebe, sind nur einmal da und kommen nachher in dieser Reinheit nicht wieder. Aber gerne denke ich daran und möchte wohl mal jene Stelle im **„Schiller“** wieder lesen, habe sie aber nicht finden können.“

Bald darauf erschien Eylert bei dem Könige und las ihm die betreffende Stelle vor, welche er in der „Braut von Messina“ gefunden hatte.

Don Cesar schildert darin die Wirkung, welche Beatricens Anblick auf sein Herz ausgeübt:

— — — — „Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Wesens schöner Aussenschein,
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel geistig zu berühren,
Als sich mein Atem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
„Die ist es oder keine sonst auf Erden!“ “

Als sei die Königin selbst das Urbild Beatricens für Schiller gewesen, so genau passt die von ihr entworfene Schilderung auf die bezaubernde Persönlichkeit der erhabenen Frau.

Friedrich Wilhelm III. war sehr erfreut, dass Eylert die von ihm vergebens gesuchten Worte gefunden, und sagte: „Ja, ja, das ist die Stelle, die ich meinte. Sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz andern Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden als Poesie.“

* *
*

Es ist zwar selbstverständlich und doch nicht dankbar genug anzuerkennen, dass zeitgenössische Künstler bemüht waren, Ausnahme-Menschen — wie Schiller und Preussens „Schutzgeist“, die Königin Luise, — oftmals im Bilde zu verewigen. Sie tragen ihrerseits dazu bei, dass diese glänzenden Erscheinungen nicht nur für den Augenblick Licht um sich verbreiteten, sondern dass „das Echte auch der Nachwelt unverloren bleibt“.

Zu den wertvollsten Bildern, die wir von der Königin und von Schiller besitzen, gehören die hier wiedergegebenen.*) Beide sind von dem zu jener Zeit sehr berühmten Maler Gerhard von Kügelgen gemalt werden.

Das Bild der Königin, aus den trübsten Tagen ihres Lebens herrührend, befindet sich im Sitzungssaale des Memeler Rathauses, welches dem Königspaare im Jahre 1807 zur Wohnung diente. Dieses Bild zeigt die Lieblichkeit und den ganzen Zauber der Persönlichkeit und ist vielen der zahlreichen Bildnisse, die wir von unserer Königin besitzen, vorzuziehen.

---

*) Siehe Titelbild und Seite 3.

Das von Kügelgen gemalte Porträt Schillers war lange Zeit verschollen und wurde erst kürzlich in dem Nachlass der Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg, die es in ihrer Sommer-Residenz Alexisbad aufbewahrt hatte, gefunden. Die leise Andeutung körperlichen Leidens, die durchgeistigten Züge, das sinnende Auge — alles erinnert an das von Ludowika Simanowitz gemalte Bild, welches Schiller im 35. Lebensjahre darstellt.



Schiller im 35. Lebensjahre,
gemalt von Frau Ludowika Simanowitz.

Es muss noch eines anderen Bildes der Königin Luise Erwähnung geschehen, weil ein Urteil und nähere Mitteilungen über dasselbe von Schillers Schwester vorhanden sind. Am 24. Mai des Jahres 1802 schreibt Christophine an Schillers Frau:

„Gestern besuchten wir den berühmten Pastellmaler Schröder. Die Königin von Preussen hat er etliche Mal schon gemalt; vorzüglich gefällig ist sie von der Seite, wo sie wie eine Griechin aussieht.*) Auch den Anzug wählt er sehr geschmackvoll. Er wünscht sehr, einmal den lieben Bruder zu malen, und ich noch mehr; es würde gewiss das ähnlichste Bild von allen, die wir von ihm haben."

Da Schillers Schwester, wie schon erwähnt, eine sehr tüchtige Porträtistin war, so darf ihr Urteil wohl als Massstab für die Ähnlichkeit mit dem Original gelten.

Am 1. Februar des Jahres 1806 schreibt Christophine an ihre Schwägerin: „Ich kann es nicht vergessen, dass Schröder nicht den lieben Bruder gemalt hat; er hätte ihn gewiss — wie die schöne Preussenkönigin — recht ähnlich gemalt; ich habe ihn so sehr darum gebeten, und der liebe Bruder hätte ihm gewiss einige Stunden gesessen, da er durch seine Kunst ihm das Unangenehme des Sitzens wieder belohnt hätte. Ich kenne keinen Künstler, der ähnlicher trifft und dabei den Gegenstand so vorteilhaft darstellt."

„Dieses Bild ist sprechend ähnlich," sagen wir manchmal, wenn sich die Züge teurer Persönlichkeiten in demselben zu beleben scheinen und dadurch die Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart — wenn auch nur für Momente — überbrückt wird.

Es gibt aber noch ein anderes Mittel, das uns über Zeit und Raum hinwegzutäuschen vermag. Das sind Briefe geliebter Abgeschiedener.

Nicht allen Menschen ist es eigen, ihren Gefühlen brieflich derart Ausdruck zu geben, dass sich darin ein Spiegelbild ihres Wesens erkennen lässt. Selbst bei Hochgebildeten ist diese Gabe oft zu vermissen.

*) Es ist das Titelbild in „Königin Luise" von Horn.

Sie können ihren Gedanken in klarster Weise Worte verleihen, wenn es sich um wissenschaftliche Arbeiten handelt, — ihre Briefe aber lassen den Empfänger kalt, denn es fehlt ihnen das Imponderabile, die Sprache, welche ein direktes Band von Seele zu Seele bildet.

„Ein Brief soll kein Monolog sein, sondern ein Zwiegespräch, in welchem wir die Gegenwart desjenigen fühlen, an den er gerichtet ist, seine Stimmung nachzuempfinden suchen, seine Antworten zu vernehmen glauben. Briefe können mehr sein als das Mittel, dem andern ein halb verstandenes Wort aus der Ferne zuzurufen, — sie können zur lebendigen Kraft werden und zwei Seelen miteinander verbinden."

Solche lebendige Kraft wohnt den Briefen inne, welche wir als kostbarstes Vermächtnis sowohl von der Königin Luise, als auch von Schiller besitzen.

Beiden war die Kunst des Briefschreibens in hohem Masse eigen. Die in diesem Büchlein verwerteten Proben können ja nur andeutungsweise einen Begriff des Wertes geben, den die Briefe dieser beiden „Grossen" — nicht nur als Urkunden, sondern gerade in bezug auf die Kenntnis ihrer Persönlichkeit — repräsentieren.

Goethe äusserte einst zu Eckermann: „Im ganzen ist der Stil eines Menschen ein treuer Abdruck seines Innern. Will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es zuvor klar in seiner Seele; will jemand einen grossartigen Stil schreiben, so habe er einen grossartigen Charakter."

Klarheit der Seele, Grossartigkeit des Charakters, unanfechtbare Wahrhaftigkeit, Zartheit des Gemüts — diese persönlichen Eigenschaften drücken den Briefen Schillers ihren Stempel auf. Sie lehren uns, den Menschen innig lieben und in der Wertschätzung noch über den Dichter stellen, — sie machen uns begreiflich, was Heinrich Voss, der Schiller genau kannte und ihn während seiner letzten Krankheit mit rührendster Sorgfalt gepflegt hat, so schön durch

die Worte ausdrückt: „Die menschliche Seite war an diesem Göttlichen die göttlichste.“

Auch in den Briefen unserer Königin treten alle reichen Gaben des Herzens und Geistes, die ganze Hoheit und der unbeschreibliche Zauber ihres Wesens in überraschendster Weise in die Erscheinung. Frau von Berg hat recht, wenn sie sagt, dass sie „die wahrhafte Äusserung eines wahrhaften Innern sind“.

Ob diese Briefe der Königin der Ausfluss ihres gemarterten, von tiefster Sorge erfüllten Herzens oder der Ausdruck höchsten Wohlbehagens, neckischen Übermutes sind, — immer findet sich darin dasselbe bestätigt, was Frau von Berg von dem persönlichen Verkehr mit der seltenen Frau berichtet: „Es war etwas in ihr, was man eine Verklärung des Lebens nennen könnte, was dem Gewöhnlichen im Leben so ungleich war, in dessen Nähe man sich gleichsam veredelt und beglückt fühlte.“

„Luisens Briefe sind wie mit einer Feder aus den Schwingen des guten Engels von Preussen geschrieben,“ sagte ein begeisterter Leser.

Aus den Briefen ihres Lieblingsschriftstellers aber weht uns eine Stimmung an, ähnlich derjenigen, in welcher Schiller die Worte schrieb: „Diesen Kuss der ganzen Welt!“ — „Worte, welche keine Dichterfiktion sind,“ wie Voss sagt, „sondern Hauptzug seines Charakters, denn alle Menschen sah er wie Brüder an und hätte sie mit den Armen der Liebe umfangen mögen.“

Dass Schiller zu den glänzendsten Erziehern des Menschengeschlechts gehört, wer wollte es in Abrede stellen? Ebensowenig kann der Ansicht widersprochen werden, welche Friedrich Wilhelm II. in bezug auf seine Schwiegertochter in den Worten niedergelegt hat: „Unter den guten Erziehern der Völker ragt Königin Luise als Fürstin der Fürstinnen hervor.“ Diese Anschauung ist jetzt eine allgemeine geworden.

Da die erzieherischen Eigenschaften der **Königin Luise** und **Friedrich Schillers** auch in ihren Briefen enthalten sind, so sollten dieselben in keiner Familie fehlen, vielmehr von den Eltern ihren Söhnen und Töchtern als Talisman für das Leben zugeeignet werden, als ein Urquell, dem ausser anderen beherzigenswerten Lehren vorzugsweise die in schönster Form veranschaulichte Gatten- und Kindesliebe, die Pietät gegen die Eltern und Liebe zu den Geschwistern als beherzigenswerte Vorbilder entnommen werden können.

V.

Schlusswort.

Vor dem geistigen Auge der Verfasserin dieser bescheidenen Jubiläumsgabe steigt ein liebliches Erinnerungsbild empor, das einen verklärenden Schimmer noch über die Tage des Alters breitet. Ein Christabend im trauten Elternhause. Das Glockenzeichen, ungeduldig erwartet, ertönt; die Türe öffnet sich, — wir Kinder treten ein. Heller Kerzenschein ergiesst sich von den drei Weihnachtsbäumchen über ein glückliches Familienbild. Unter der in der Mitte stehenden, die beiden anderen überragenden Tanne befinden sich, von treuer, sorglicher Elternliebe gespendet, „Schillers Werke". —

An jenem unvergesslichen Abend wurde der Grund zu der hohen Verehrung gelegt, die ich unserm Dichterfürsten zolle. Als sich dann später noch infolge der Erzählungen meiner teuern Eltern die Vorliebe für Preussens Königin dazu gesellte, habe ich seitdem immer dankbar und freudig empfunden, was der Inhalt folgender Verszeilen besagt:

„Wenn Gott den Menschen segnen will
Mit seinem besten Segen,
Weckt er geheimnisvoll und still
In ihm ein segnend Regen,
Schickt er den geist'gen Sonnenschein,
Dass er das Leben kröne,
Strahlt er ins tiefste Herz hinein
Die Liebe für das Schöne!"